Wilhelm Stjernkrona.

Zweiter Theil.

Wilhelm Stjernkrona.

Oder:

Ist der Charakter des Menschen sein Schicksal?

Eine Erzählung

von

Marie Sophie Schwartz.

Aus dem Schwedischen

von

August Kretzschmar.

Zweiter Theil.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1863.





Erstes Kapitel.

Graf Estrier war seit einigen Wochen von St.-Vincent abwesend. Er war nach Martinique gereist, um eine Plantage, die er dort angekauft, in Augenschein zu nehmen. Vielleicht gab es auch noch einen andern mächtigern Beweggrund, welcher diesen automatenähnlichen Menschen bewogen, diese Reise zu unternehmen. Nur Er, der in unsern Herzen liest, kann diese Frage beantworten.

Estelle, die von einer innern, rastlosen Unruhe getrieben ward, welche es ihr mehr als je unmöglich machte, lange an einem und demselben Orte zu weilen, hatte einen Ausflug zu einem ihrer Nachbarn unternommen, um auf diese Weise einige Tage zu verbringen.

Lucie war sonach allein geblieben, und hatte diese Gelegenheit benutzt, durch Nizama, welche ihr schon bei ihrer Ankunft in St.-Vincent Beweise von unzweideutiger Anhänglichkeit gegeben, einige Aufklärungen über das zu erhalten, was ihre Verwandten betraf. Die etwas unheimliche Geschichte, welche Nizama erzählte, bewies nur allzu deutlich, daß man auf diesem kleinen Platze der Erde auf ein Menschenleben kein großes Gewicht legte, sondern jeden, der im Wege war oder den Zorn des

andern erregte, ohne weiteres Bedenken auf die Seite schaffte.

Alle jene finstern und traurigen Ahnungen, welche während ihres Verweilens in Brest Luciens Brust erfüllt, erwachten jetzt wieder. Während der Zeit, wo sie auf St.-Vincent verweilt, hatte sie alles so neu gefunden, daß sie sich genöthigt gesehen, den Blick von innen nach außen zu wenden. Jetzt waren Zeit und Gewöhntheit an die neuen Verhältnisse der Grund, daß sie den Blick wieder nach innen kehrte, und es traten nun Erinnerungen hervor, welche ihre ganze frühere Unruhe in Bezug auf die Zukunft wiedererweckten. Lucie fragte sich selbst: „Warum hast du das Vaterland verlassen, und dich so weit, so weit davon hinwegbegeben?“ Mit sehnsuchtsvollem Seufzen streckte sie die Arme aus, und wünschte, daß der Wind sie auf seine Fittiche nehmen, und mit sich nach der so schmerzlich vermißten Küste Frankreichs zurückführen möchte.

Gegen Abend, an demselben Tag, wo Lucie die Erzählung der alten Negerin gehört, kam Estelle von ihrem Ausflug wieder zurück.

In einem jener Tempel des Luxus und der Bequemlichkeit, wie man die Zimmer auf Mazulip nennen konnte, finden wir am Abend die beiden jungen Damen.

Unter diesem Himmel kennt man keinen Uebergang von Licht zur Finsterniß, oder von der Finsterniß zum Licht. Die Sonne entzündet oder verlöscht ihre Fackel sofort, ohne erst ihre Herolde, die Morgenröthe oder die Abenddämmerung, ihrer Ankunft oder ihrem Abschied voranzusenden.

Wir finden daher das Zimmer glänzend erleuchtet. Der milde, balsamische Nachtwind weht seufzend durch die geöffneten, bis auf den Fußboden herabreichenden

Fenster. Es lag in diesem Lufthauche etwas, was das Herz mit eigenthümlicher, wonniger und doch krankhafter Sehnsucht erfüllte.

Lucie saß zurückgelehnt in der Ecke eines Sofas, in jenes chaotische Träumen versunken, welches der Jugend so eigen zu sein pflegt. Estelle wanderte mit leichten und beinahe lautlosen Schritten im Zimmer auf und ab.

Das in Brest gepuderte Haar war jetzt frei von allem Zwang, und wogte wie eine nachtschwarze Wolke um das Haupt herab, welches in dieser Einfassung schöner erschien als je. Ein dünnes, leichtes, schneeweißes Musselingewand umhüllte wie eine leichte Wolke diesen Körper mit seinen schönen Formen, und man mußte wirklich sein Herz gut gestählt haben, um nicht von so hoher Schönheit hingerissen zu werden.

Estelle besaß, was wenige besitzen, die drei Haupteigenschaften weiblicher Anmuth: Schönheit, Liebenswürdigkeit und Witz.

In diesem Augenblick ruhte ein Zug heftigen Schmerzes auf ihrem Antlitz. Von Zeit zu Zeit drückte sie die Hände auf die Brust, wie um die unruhigen Wogen zu hemmen, welche den leichten Musselin hoben und senkten. Endlich, nachdem sie lange so gewandert, blieb sie vor Lucie stehen und rief:

„O, wer nur eine einzige Minute sich deine Ruhe und deine stillen Gefühle erkaufen könnte! Mein ganzes Innere gleicht einem Pfuhl entsetzlicher Qualen. So ist es nun ununterbrochen gewesen, seitdem er Brest verließ. Vergebens suche ich den Gedanken an ihn zu bannen; er kehrt unaufhörlich wieder, und in meinen Ohren hallen fortwährend die Worte: «Wir sehen einander niemals wieder!» Lucie, ich bin sehr unglücklich!“

Sie warf sich auf einen Divan, faltete die Hände über der Stirn, und setzte hinzu:

„Für eine einzige Minute des Wiedersehens gäbe ich gern mein Leben, dafern ich es nur zu seinen Füßen,

in seine Augen blickend und meine Lippen an seine Hand drückend, aushauchen dürfte."

„Dann ist es besser, wenn du ihn niemals wiedersiehst", fiel Lucie heftig ein.

„Besser, sagst du! Hältst du es für besser, ohne ein Wiedersehen zu leben, als in der Wonne desselben zu sterben?"

„Nein, das thue ich nicht!" entgegnete Lucie, während eine warme Röthe ihren Purpurschleier über ihr Antlitz zog. „Du bist aber nicht die, welche in einem solchen Augenblick würde sterben wollen!"

„Nicht!" rief Estelle heftig, und richtete sich empor. „Bin ich vielleicht die, welche lieber das elende Leben hinschleppen möchte, welches ich jetzt führe?"

„Dies ebenso wenig."

„Lucie!" rief Estelle, indem sie einen unruhigen Blick auf ihre Schwägerin warf, welche ihr lächelnd die Hand reichte und sagte:

„Sei still, du kleine Wilde. Ich werde dir beweisen, daß ich recht habe. Laß uns ganz ruhig die Sache betrachten, und du wirst abermals genöthigt sein, mir recht zu geben."

In diesem Augenblick glich Lucie einer jungen Mutter, welche ein störriges Kind mit sanften Worten zur Einsicht zu bringen sucht.

Es war auch in der That etwas Eigenthümliches, daß Estelle, welche an Anhänglichkeit weder glaubte, noch dieselbe ahnte, jetzt gleichwol ein fast unbegrenztes Vertrauen zu Lucie hegte. Diese, welche in fast allen Beziehungen das Gegentheil von ihr war, übte auf Estellens aufbrausende und heftige Gefühle eine Gewalt aus, die ans Wunderbare grenzte.

Auch jetzt machte diese Gewalt sich geltend, und Estelle setzte sich an Luciens Seite und sagte:

„Du hast recht. Deine Worte haben während dieser höllischen Tage und Monate mich schon oft zerstreut,

und auf einige Secunden die Unruhe in meinem Innern vergessen lassen. Wie willst du aber vertheidigen, was du soeben sagtest?"

Estelle lehnte sich in die andere Sofaecke zurück.

Lucie hob wieder an:

„Wenn ich liebte, dann könnte ich für die Freude des Wiedersehens mein Leben opfern, mit dir aber ist dies nicht der Fall. In demselben Augenblick, wo du ihn wiedersähest, würdest du erst recht heftig wünschen zu leben, und dann mit Verzweiflung im Herzen vom Leben Abschied nehmen, dafern du deinen Liebling nicht mit ins Grab nehmen dürftest."

„Ja", rief Estelle heftig, „sterben und ihn dalassen zu müssen, das wäre furchtbar! Mit dem Gedanken zu sterben, daß er dann vielleicht eine andere lieben würde, dies würde das Sterben unmöglich machen!"

„Nun denn, hatte ich nicht recht, als ich sagte: Am besten ist es, wenn du ihn niemals wiedersiehst?"

„Lucie, ich werde, ich muß ihn wiedersehen!" rief Estelle, indem sie abermals aufsprang, und im Zimmer auf- und abzugehen begann. „Gott kann nicht die Absicht gehabt haben, in meiner Brust dieses Feuer blos zu entzünden, um dadurch meine Seele mit Höllenqualen zu erfüllen. Nein, und tausendmal nein, so kann dies nicht sein. Dieses Gefühl, welches ein Himmelreich und eine Hölle in sich schließt, muß mich zur Glückseligkeit führen; es darf in seinem Schose nicht blos Qualen und Entbehrungen für mich bergen."

„Aber dennoch muß es so bleiben", fiel Lucie mit Heftigkeit ein. „Du bist vermählt, Estelle, und deine Liebe ist —"

„Sprich diese Abgeschmacktheit nicht aus!" unterbrach Estelle. „Du weißt, was ich darauf antworte."

Es trat eine Pause ein. Estelle sprach zuerst wieder.

„So oft ein französisches Schiff auf unserer Rhede sich gezeigt hat", sagte sie, „habe ich erwartet, ihn ans

Land steigen zu sehen. Als St.-Lukas von den Franzosen eingenommen ward, gab ich mich der Hoffnung hin, ihn wiederzusehen; aber alles war Täuschung, welche spottend mit meinem Herzen spielte. Heute habe ich mehrere Stunden lang ein Schiff betrachtet, welches sich St.-Vincent zu nähern schien. Ich irrte mich, es segelte vorbei."

Hier ward Estelle durch einen eintretenden Diener unterbrochen.

„Was willst du?" fragte sie ungeduldig.

„Der Intendant wünscht Sie zu sprechen, Madame. Es handelt sich um einige verwundete Franzosen, welche an das Land gebracht worden, und —"

„Der Intendant soll sogleich hereinkommen", unterbrach Estelle.

Im nächsten Augenblick stand ein ältlicher Mann von dunkler Hautfarbe vor ihr.

Gegen Abend war ein Boot von einem französischen Kriegsschiff ans Land gekommen. Das Schiff gehörte zu denen, welche nach dem Golf von Mexico detachirt und auf welcher Expedition einige der Offiziere so schwer verwundet worden waren, daß sie nun ans Land geschafft werden mußten, um bessere Pflege zu erhalten. Der Commandant des Schiffs hatte bei dem Grafen von Estrier anfragen lassen, ob er als Franzose seine verwundeten Landsleute aufnehmen wollte.

Ehe noch der Intendant mit seinem Rapport zu Ende war, hatte Estelle schon ihre Antwort ertheilt, und sich selbst beeilt, Anstalten zum Empfange der Verwundeten zu treffen.

Drei derselben wurden auf Mazulip einquartiert, und zwar in dem Hauptgebäude selbst. Estelle hatte geräumige und bequeme Zimmer für sie angewiesen.

Als sie und Lucie nach allen diesen Anordnungen sich wieder allein befanden, rief Estelle, indem sie auf Lucie zugeeilt kam:

„Ich muß diese Verwundeten sehen. Ich muß wissen, ob ich sie kenne!"

Lucie war so bleich, daß sie mehr einer Todten glich als einer Lebenden.

„Hast du nicht mit dem Offizier gesprochen, welcher am Lande war?" fragte Lucie mit bebender Stimme.

„Nein, nein, ich nahm mir nicht die Zeit dazu."

„Aber ich that es", flüsterte Lucie. „Er hatte einen Brief an mich."

„Lucie!" rief Estelle, und faßte heftig die Hände des jungen Mädchens.

„Schau her!" sagte Lucie, und reichte ihr ein Blatt Papier.

Estelle riß es an sich und las:

„Liebe Cousine!

„Für den Baron Stjernkrona, den Marquis St.-Sue und dem Vicomte D., welche hiermit der Obhut des Grafen Estrier anvertraut werden, bitte ich um die Theilnahme meiner Cousine Lucie. Mögest Du mit Deiner mir bekannten Herzensgüte ihnen zur Seite stehen. Sie gehören zu der Zahl der Kameraden, welche ich in hohem Grade schätze und verehre. Es wäre mir lieb gewesen, wenn ich sie Dir mündlich hätte empfehlen können; aber ich leide an einer wenn auch nicht bedeutenden Fußwunde, welche mich nöthigt, an Bord zu bleiben. Bei unserer Rückkehr nach St.-Vincent hoffe ich, meine Kameraden wiederhergestellt zu finden.

„Dein freundschaftlich ergebener Cousin

Arthur von Outrouville."

Kaum hatte Estelle ihre Augen auf die ersten Zeilen dieses Briefes geworfen, so sank sie auf die Knie nieder, faltete die Hände, und rief mit der leidenschaftlichsten Freude:

„Heilige Mutter Gottes, ich danke dir, daß du ihn hast verwundet werden lassen!"

„Estelle, du vergissest, daß die Verwundeten Schmerzen leiden, daß sie sterben können!“ fiel Lucie heftig ein.

„Ja, ich vergesse alles, nur nicht, daß er hier ist, hier unter meinem Dach, in meiner Obhut! O, nun trotze ich dem Tode! Er soll nicht im Stande sein, ihn mir zu entreißen!“

Estelle eilte, nachdem sie dies gesagt, aus dem Zimmer, ohne einen Blick auf Lucie zu werfen.

Diese richtete sich, als sie allein war, zu ihrer ganzen Höhe empor, heftete die Augen auf die Thür, durch welche Estelle verschwunden war, und flüsterte in bestimmtem, festem Tone:

„Nun, meine dunkeln Ahnungen, werdet ihr vielleicht in Erfüllung gehen; aber ehe dies geschieht, wollen wir kämpfen! Er muß gerettet werden, sollte es mir auch mein Herzblut kosten! Auch ich weiß, was und wohin ich will. Eine von uns, sie oder ich, muß siegen oder unterliegen.“

Lucie trat an eins der geöffneten Fenster und warf einen Blick hinauf zu dem dunkeln Himmel, von welchem Tausende von Sternen lächelnd auf sie herabschimmerten. Sie faltete die Hände und flüsterte ein stilles Gebet. Es war ein Gebet, während dessen sie sich selbst gänzlich vergaß, — so warm war es für den, den sie liebte.



Zweites Kapitel.

Was ist eine Krankheit? Ein Gedankenstrich im Leben des Menschen. Unsere Thätigkeit ist unterbrochen, unsere Pläne werden vernichtet, unsere kühnen Hoffnungen vereitelt, und wir liegen da, gequält von Schmerzen, gepeinigt vom Fieber, mit Feuer im Gehirn, Angst in der Seele und einer unerträglichen Unruhe im Blute. Mitten im Hinschreiten auf unserer Lebensbahn werden wir derselben entrissen. Wie sie ferner sich gestalten wird, wissen wir nicht eher, als bis der Gedankenstrich zu Ende ist, und entweder das Leben den Satz weiter fortspinnt, oder der Tod denselben mit einem Punkt abschließt.

Drei Tage, nachdem die Verwundeten nach Mazulip gebracht worden, gab es blos noch deren zwei zu pflegen. Den Vicomte hatte der Tod hinweggerafft.

Es war dies ein schlimmes Omen, meinten die abergläubischen Sklavinnen. Man konnte es als ausgemacht betrachten, daß, ehe die andern Verwundeten Mazulip verließen, noch fernere zwei Menschenkinder vom Tode umarmt werden würden. Daß dies die Kameraden des Todten sein müßten, zog niemand in Zweifel; aber die menschlichen Berechnungen erwiesen sich diesmal, wie dies oft der Fall ist, als falsch.

Ein Tag, und endlich eine Woche nach der andern verging, ohne daß der Tod etwas von sich hören ließ. Im Gegentheil gingen sowol Stjernkrona als St.-Sue mit sichern Schritten der Genesung entgegen.

Lucie und Estelle hatten die Aufgabe übernommen, ihre Pflegerinnen zu sein. Während die Patienten durch das heftige Fieber aller Besinnung beraubt waren, wachten Estelle und Lucie abwechselnd; denn sie fürchteten, daß die Diener ihre Pflicht nicht gehörig erfüllen würden. Es schien, als ob beide von ganz andern Beweggründen als ausschließlichem Mitleid getrieben würden.

Die alte Nizama, welche wegen ihrer außerordentlichen Geschicklichkeit in der Krankenpflege bekannt war, verweilte fast fortwährend in dem Krankenzimmer.

Der Raum unserer Erzählung gestattet nicht, daß wir uns bei den vielen großen oder kleinen Gelegenheiten aufhalten, welche sich hierbei Estellen sowol als Lucien darboten, um ihre ungleiche Gemüthsart an den Tag zu legen.

Wir überspringen daher einige Wochen. Die Kranken sind nun soweit, daß sie als Reconvalescenten zu betrachten sind. Sie haben das Krankenlager verlassen, um auf der Terrasse frische Luft zu athmen.

St.-Sue, der bei weitem nicht so schwer verwundet gewesen wie Wilhelm, war auch eher wieder zu Kräften gekommen, und während letzterer noch auf die Terrasse hinausgetragen werden mußte, konnte der Marquis, auf einen Stock gestützt, hinauswandern und sogar eine kleine Promenade machen.

Während der nun verflossenen sechs Wochen war Graf von Estrier nicht zurückgekommen, sondern verweilte immer noch auf Martinique. Estelle war auf diese Weise alleinige Herrscherin auf Mazulip. Sie hatte ganz vergessen, daß es ein Wesen auf der Welt gab, welches ihr Gatte genannt ward. Für sie gab es blos einen Menschen, und was nicht er war, das ward vergessen, gerade als ob es gar nicht existirt hätte.

Seit zwei Monaten waren Wilhelm und St.-Sue unter Estellens Dach. Zwei ganze Monate hatte Wilhelm die schöne Frau täglich gesehen, war von ihr gepflegt worden, und hatte in den dunkeln Augen gelesen, welche Schätze von Zärtlichkeit ihr Herz für ihn barg.

Sowol während des Fieberwahnsinns als seitdem er wieder mit gesunden Augen um sich blicken konnte, hatte dasselbe bezaubernde Bild ihm liebevoll entgegengelächelt. Mit jedem Tage, welcher die Genesung förderte, hatte seine Neigung einen immer stärkern und bestimmtern Charakter angenommen, sodaß sie seine Seele vollständig beherrschte. Der Schmerz der Wunden, das Peinliche, was für ihn darin lag, daß er dem Schauplatz seiner Thätigkeit und Ehre entrissen worden, alles ward vergessen, und er überließ sich blos dem Augenblick und der immer größern Gewalt, welche Estelle über ihn ausübte.

Er sah, daß er geliebt ward. Er las es in ihren Blicken, in allen ihren Bewegungen, in ihrem Lächeln; aber noch war kein einziges Wort gesprochen worden, welches das rein Poetische, was in der Liebe, ehe sie sich erklärt hat, liegt, hätte entweihen können. Gewiß ist dies das schönste Stadium in der Regierung des kleinen Gottes über das Menschenherz.

Auch Estelle fühlte und sah, daß sie Wilhelm theuer war; alles an ihm sagte ihr dies. Für eine Seele wie die ihrige lag in diesem Stillstand etwas Peinliches, etwas, was reizte und marterte. Sie fühlte das Bedürfniß, das Geständniß seiner Liebe zu hören, um dann ebenfalls ihr Herz zu öffnen und ihm zu zeigen, welche Schätze es barg.

Mit innerm Beben und glühender Leidenschaft wartete sie auf diesen Augenblick; aber Wilhelm zögerte immer noch, den schwachen Schild, den das Schweigen gewährte, zu zerbrechen.

Estellens Feuerseele konnte dieses sein Benehmen, oder das romantisch Bezaubernde in diesem stummen Austausch

der Gefühle nicht fassen. Sie verstand nicht Wilhelm's Zartgefühl und ebenso wenig die Schüchternheit, die ihn abhielt, sich der Geliebten zu nähern. Sie konnte nicht begreifen, daß er glücklich sein könnte, ohne es sich anders zu wünschen.

Wilhelm dagegen, der sie nun täglich sah, den Laut ihrer Stimme hörte, und in ihren Augen lesen konnte, fühlte sich mit diesem Glück zufrieden.

Er war noch nicht soweit hergestellt, daß er sein Ruhesofa verlassen konnte, sondern mußte auf die Terrasse oder in den Salon getragen werden, wenn er den Nachmittag mit den beiden Damen zubringen wollte.

Drittes Kapitel.

An einem hellen, sehr heißen Tage, nachdem die Mahlzeit vorbei war, trugen die Diener Wilhelm hinaus auf die von dichtbelaubten Bäumen beschattete Veranda.

Estelle saß in halbliegender Stellung auf einer weichen Matte, welche für sie auf den Boden gebreitet worden.

Lucie saß auf einem der bequemen Rohrstühle der Veranda, ganz nahe dem Sofa, auf welchem Wilhelm lag.

Der Marquis hatte auf einer der Stufen Platz genommen, und sagte mit seinem gleichzeitig scherzenden und bedeutsamen Lächeln:

„Von hier aus präsentirt sich die Veranda wie ein Gemälde in einen Rahmen von Laubwerk eingefaßt. Allerdings bilden Sie drei auch eine Gruppe, welche wohl verdiente, gemalt zu werden. Sie, Madame, halb liegend, meinem nordischen Freund gegenüber, gleichen einer Gestalt aus der orientalischen Sagenwelt. Es ist als ob Sie durch eine Laune des Schicksals auf die Erde herabgesendet worden wären, um in den Falten Ihres schwarzen Haarmantels die Glückseligkeit des Himmels oder die Qual der Hölle mit sich zu führen. Man liest auf Ihrer Stirn, daß Sie über den Himmel von

Martern nachdenken, welche Sie unter uns Sterblichen auszutheilen beabsichtigen, und man fühlt sich versucht zu wünschen, daß Sie in eine Statue Ihres eigenen Ich verwandelt werden möchten, ehe man Zeit gehabt hat, in Ihr Himmelreich eingeführt zu werden."

„Ach, Marquis!" rief Estelle lachend. „Beginnen Sie nun wieder Ihre alten Feindseligkeiten, und dies, obschon ich Sie mit so großer Aufmerksamkeit gewartet und gepflegt!"

„Was Sie da sagen, Madame, ist ein Irrthum. Sie haben uns nicht gepflegt; Sie haben blos — Fräulein Lucie bewacht."

„Bravo! Sie sind undankbar."

„Das ist ein Fehler, den ich, wie Sie sich erinnern werden, von jeher gehabt habe", antwortete St.-Sue mit Nachdruck.

Ein leichtes Zucken in Estellens beweglichen Zügen bewies, daß er sie jetzt an etwas Unangenehmes erinnerte. Dennoch lächelte sie unmittelbar darauf.

„Wer hat Sie denn gepflegt, wenn Sie nicht zugeben wollen, daß ich es gewesen sei?" fragte sie.

„Madame, dies habe ich ja schon gesagt, als ich erklärte, Sie hätten Fräulein Lucie bewacht. Dieser haben wir unsere Rückkehr in dieses Leben zu danken, wenn dies nämlich überhaupt etwas ist, wofür man zu danken nöthig hat."

„Ich bitte Sie, Marquis, mich mit dieser Ehre zu verschonen", bemerkte Lucie. „Ich habe ganz einfach Estellen beigestanden."

„Mein Fräulein, ich habe durchaus nicht die Absicht, Ihnen zu danken", versicherte der Marquis; „denn in Wahrheit gesprochen, ich glaube, Sie würden uns einen weit größern Dienst erwiesen haben, wenn Sie die Güte gehabt hätten, uns unserm Schicksal zu überlassen. Ich habe niemals eine große Passion für das Leben gehabt, und mich stets unangenehm überrascht gefühlt, wenn ich

zu demselben zurückgekehrt bin. Das Beste für mich und meinen Freund wäre gewesen, zu sterben."

„Ich bin wirklich ganz Ihrer Meinung, Marquis", sagte Lucie mit so eigenthümlicher Betonung, daß Wilhelm sie überrascht ansah.

Fräulein von Outrouville saß zurückgelehnt in ihrem Stuhl. Sie trug ebenso wie Estelle ein dünnes Musselinkleid. Das von allem Puder freie Haar wogte um ihre alabasterweißen Schultern herab. Dies gab in Verbindung mit ihrem etwas zurückgelehnten Haupte ihrer Erscheinung etwas wirklich Edles. Auf ihrem Antlitz ruhte eine warme Rosenfarbe, und die Lippen umspielte ein wehmüthiges Lächeln. Sie war in diesem Augenblick so schön, daß Wilhelm's Augen mit unwillkürlicher Bewunderung auf ihren Zügen weilten.

„Warum theilen Sie die Meinung des Marquis?" fragte er.

Es geschah höchst selten, daß Wilhelm Lucie anredete. Warum? Wahrscheinlich hatte dies seinen Grund darin, daß es etwas gab, was ihn abhielt, sich ihr zu nähern. Er glaubte selbst, er zürne ihr wegen des Versprechens, welches sie ihm in Brest abgenommen; hätte aber Wilhelm sein Inneres erforscht, so würde er gefunden haben, daß dem nicht so war, sondern daß etwas ganz anderes zum Grunde lag. Wilhelm war Lucie gegenüber schüchtern, und es war ihm fast peinlich, daß ihr Bild sich plötzlich zwischen ihn und Estelle stahl.

Doch kehren wir jetzt wieder zu dem Gespräch zurück.

„Deshalb, mein Herr, weil der Tod der höchste Gewinn des Lebens ist", antwortete Lucie, und heftete ihre großen blauen Augen auf Wilhelm. „Niemand weiß, welche Leiden uns beschieden sind, und es kann ja leicht geschehen, daß Sie eines Tags mit Verzweiflung im Herzen wünschen, jetzt gestorben zu sein."

„Gott weiß, ob das geschehen wird", sagte Wilhelm mit seinem heitern Lächeln. „Der Tod ist ja, bei Licht

besehen, weiter nichts als eine feige Desertion von den Beschwerlichkeiten des Lebens. Man gibt sich sozusagen dem Feinde gefangen."

„Aber dieser Feind macht dennoch fortwährend Jagd auf uns, und wir wissen im voraus, daß er uns früher oder später in sein Kielwasser schleppen wird", fiel der Marquis ein. „Deshalb ist es ganz einerlei, wann es geschieht."

„Durchaus nicht!" rief Estelle. „Ehe wir vor dem Tod die Flagge streichen, müssen wir von dem Leben etwas gewonnen haben, wofür es der Mühe gelohnt hat zu leben."

Wilhelm's Blick heftete sich auf Estelle. Ihre Augen begegneten sich.

„Und was wäre dies?" fragte der Marquis.

„Was?" wiederholte sie, senkte aber dabei die Augen und spielte nachdenklich mit einer Blume, die sie gepflückt. „Was anders als die Liebe?" setzte sie nach einer kurzen Pause hinzu.

Die einfachsten Worte können zuweilen durch die Betonung, mit welcher sie ausgesprochen werden, eine ganz eigenthümliche Bedeutung erhalten. So war es auch jetzt. Es lag in Estellens Ton etwas, in dessen Folge ihre drei Zuhörer, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, zusammenzuckten, und gleichwol hatte ein jeder diese Antwort erwartet.

Estelle warf den Kopf empor, und setzte lachend hinzu:

„Mein Gott, ich glaube, meine Worte haben Sie erschreckt?"

„Nicht die Worte", fiel der Marquis ein, „wohl aber die Lippen, welche diese Worte ausgesprochen."

„Sind diese denn so häßlich?" fragte Estelle. „Oder haben Sie die Absicht, wieder ein Scharmützel mit mir zu beginnen? In diesem Falle schlage ich vor, daß wir für heute Frieden schließen, und daß Sie lieber wieder die Beschreibung des Gemäldes aufnehmen, von welchem Sie bisjetzt blos mein Bild gezeichnet."

„Sehr gern", sagte der Marquis, indem er seinen Blick auf Wilhelm heftete. „Mein Freund, der Baron, der hier, die Augen auf Sie richtend, auf dem Sofa ruht, ist ein Bild der Kraft und Vernunft in der Gefangenschaft der Thorheit. Man sieht, daß er ein Kind des Nordens ist. Seine Seele hat mehr Aehnlichkeit mit dem Erz des Eisens als mit der Lava des Vulkans, und seine Lebhaftigkeit hat ihren Glanz von dem Nordlicht, nicht von der Sonne entlehnt. Durch irgendeinen Zauber ist seine Seele von so heißen Elementen umarmt worden, daß sie das Herz schmelzen und in einen Feuerstrom verwandeln, welcher, nachdem er erkaltet, hartes Eisen wird, aus welchem man Waffen schmiedet. Sie beide gehören zwei verschiedenen Zonen an, und passen ebenso gut zusammen als der Nordpol und der Südpol."

„Das soll mit andern Worten heißen, daß Sie auf Ihrem Gemälde den Nord- und den Südpol einander gegenübergestellt haben, um —"

„Um begreiflich zu machen, daß Sie nicht für einander passen."

„Ach, Marquis, Sie erschrecken mich förmlich!" rief Estelle lachend. „Uebrigens bin ich der Meinung, daß die beiden Pole bei einem solchen Rendezvous einsehen sollten, daß sie einzig und allein füreinander sind. Welche Rolle theilen Sie denn Lucie auf diesem famosen Gemälde zu, wo ich und der Baron schon die unsere bekommen haben?"

„Dem Fräulein gebe ich keine", sagte der Marquis. „Sie ist die einzige, welche sich selbst gleich bleibt und an den Himmel erinnert."

Wieder zuckte es in Estellens Antlitz. Ein Schatten, so dunkel wie die Wogen ihres Haars, zog darüber, als sie in diesem Augenblick bemerkte, daß Wilhelm's Augen auf Lucie weilten. Es war dies seit einer Stunde das zweite mal. Estellens Blut begann zu kochen.

„Lucie ist schön", dachte sie. „Ich kann es nicht ertragen, daß er sie ansieht."

„Bester Marquis", sagte Lucie lächelnd, „Sie werden wol keinen solchen Gemeinplatz äußern wollen, daß ich einem Engel gleiche. In diesem Falle wäre ich Ihnen für das Compliment nicht sonderlich dankbar. Engel in Menschengestalt sind niemals meine Passion gewesen."

„Nicht?" rief Estelle. „Du mit deinen Klostermanieren solltest gleichwol dafür schwärmen."

„Es gibt ja so vieles, was wir thun sollten, aber nicht thun", antwortete Lucie heiter; „und du mußt entschuldigen, daß ich von dieser Regel keine Ausnahme mache."

Lucie erhob sich und ging die Terrasse hinab. St.-Sue folgte ihr, sich auf seinen Stock stützend.

„Erlauben Sie, Fräulein Lucie, daß ich Sie begleite?" fragte er.

„Und wenn ich es nun nicht erlaubte?"

„So würde ich Sie dennoch begleiten."

„Nun, dann ist meine Erlaubniß ja völlig überflüssig."

Sie wanderten den breiten Gang hinab.

Estelle und Wilhelm waren nun allein.

„Glauben Sie immer noch, daß unser Charakter unser Schicksal ist?" fragte Estelle nicht ohne eine gewisse Unsicherheit in ihrer Stimme. Nur einigemal hatte es sich während der Zeit, welche Wilhelm auf Mazulip bisjetzt zugebracht, getroffen, daß er und sie miteinander allein gewesen waren.

„Fester als jemals", antwortete Wilhelm, und sah sie mit einem Ausdruck an, in welchem seine ganze Seele lag.

„Und dies trotz alles dessen, was Ihnen das Gegentheil beweisen sollte?"

„Madame, was meinen Sie mit diesem alles?"

„Die Ereignisse, welche seit unserer Trennung in

Brest geschehen sind", sagte Estelle, während ihr das Herz die Brust zu sprengen drohte.

„Diese Ereignisse sind ja blos eine Folge davon, daß ich mich in den Strudel von Vorgängen stürzte, bei welchen ich mein Leben und meinen Körper stets auf den Glückswurf der feindlichen Kugeln setzte. Daß ich verwundet ward, war ein Umstand, dem ich nicht entgehen konnte, da mich ja mein eigener Wunsch in die Arme des Kriegs geführt hatte."

„Allerdings; aber erinnern Sie sich wol Ihrer Worte, die Sie in Brest zu mir sagten, und welche ich wiederholte, als Sie mir zum Abschied die Hand küßten?"

„Ob ich mich dieser Worte entsinne? Madame, es wäre ja unmöglich, dieselben zu vergessen."

„«Wir sehen einander nie wieder», sagten Sie", flüsterte Estelle, „und dennoch ruhen wir jetzt hier auf einer und derselben Veranda. Wir brauchen blos die Hand auszustrecken, um sie einander zu reichen, und zwar nach Verlauf von nur einem Jahre, nachdem jenes niemals ausgesprochen worden."

Sie lächelte, indem sie eine Bewegung mit der Hand machte, als ob sie ihm dieselbe wirklich reichen wollte. Wilhelm erhob sich heftig, um sie zu fassen und mit einigen Worten, die schon lange auf seinen Lippen geschwebt, wenn er ihren von Zärtlichkeit strahlenden Blicken begegnet war, zu beantworten, was sie gesagt, als in diesem Augenblick eine Stimme ganz in seiner Nähe rief:

„Keine so heftigen Bewegungen!"

Sein ausgestreckter Arm ward von etwas Schwarzem und Knotigem gepackt.

Estellens emporgehobene Hand sank nieder, und sie warf einen funkelnden Blick auf die unwillkommene Störerin.

Es war die alte Nizama, welche, unbemerkt von allen, zusammengekauert hinter dem Rohrsofa gesessen hatte.

„Was machst du hier?“ rief Estelle ungeduldig.

„Ich wache bei meinem Patienten, Madame“, antwortete Nizama mit grinsendem Lächeln. „Solange seine Wunden nicht geheilt sind, ist es durchaus nothwendig, daß man bei ihm wache, wie ich merke.“

Estelle erhob sich rasch, und ging an das entgegengesetzte Ende der Veranda. Sie drückte die Hand gegen die Brust, wie um ihrem Zorn Einhalt zu thun. Eine lange Weile blieb sie so stehen, dann kehrte sie zu Wilhelm zurück, setzte sich auf den Stuhl, welchen Lucie verlassen, und sagte:

„Nun, was meinen Sie zu diesem Spiel des Schicksals? War es Ihr Wille oder Ihr Charakter, der Sie nach St.-Vincent führte? War es nicht vielmehr der Zufall?“

„Sie huldigen dem Fatalismus, Madame.“

„Allerdings, und ich werde dies thun, bis man mir bewiesen hat, daß wir nicht einem unausweichlichen Schicksal unterworfen sind. So zum Beispiel ist es nach meiner Meinung schon längst im Buche des Schicksals geschrieben gewesen, daß wir uns hier begegnen sollten. Als wir uns trennten, hielt ich es für gewiß, daß mein Aufenthalt in Frankreich noch ein paar Jahre dauern würde. Statt dessen verließen wir Brest schon eine Woche nach Ihnen. Weder Sie noch ich hatte dies vorausgesehen.“

„Das ist wahr, Madame; aber dennoch ist dieser Zufall weiter nichts als eine Folge unserer Charaktere und der dadurch hervorgerufenen Handlungen. Hätte ich mich nicht beeilt, auf den Kriegsschauplatz zu gelangen, so hätte ich Sie nicht wiedergesehen, ich wäre nicht verwundet worden, und Ihnen folglich nicht in den Weg gekommen.“

„Nein, unser Schicksal wollte, daß wir uns wiedersehen sollten! Hätten wir auch die Hände in den Schos gelegt, so würden wir doch von der Flut der Ereignisse dahin geführt worden sein, wohin diese gewollt hätten.“

„Nicht die Ereignisse, sondern die Leidenschaften würden dies gethan haben."

„Es wird Ihnen niemals gelingen, mich von der Wahrheit Ihrer Behauptung zu überzeugen", sagte Estelle, und wendete sich dann zu Nizama mit den Worten:

„Bringe Limonade. Ich sterbe vor Durst."

Die alte Sklavin erhob sich aus ihrem Versteck, und beeilte sich, dem Befehl zu gehorchen.

„Ich habe", hob Estelle wieder an, „irgendwo, ich weiß nicht wo, gelesen, daß die Liebe unser eigentliches Schicksal sei. Was meinen Sie zu dieser Behauptung?"

„Daß eine große Wahrheit darin liegt", antwortete Wilhelm und sah sie an. Ein frisches Lächeln kräuselte seine Lippen. „Die Liebe ist ja etwas, was von uns selbst ausgeht. Die Stärke oder Tiefe unserer Gefühle bestimmt ja unsern Charakter, und auf diese Weise ist es stets dieser, welcher unserm Schicksal Gestalt und Richtung gibt."

„Die Stärke unsers Gefühls hängt aber nicht von uns selbst ab, sondern von der Person, die uns zum Leben erweckt. Um Feuer zu entzünden, müssen wir erst Feuer haben, das bemerken Sie wohl."

„Das läßt sich allerdings nicht leugnen; aber, Madame, wir lieben blos das Wesen, welches im Stande ist, die Töne anzuschlagen, die in unserm Herzen wiederklingen, das heißt, die im Stande sind, einem geahnten, früher noch nicht gefundenen Bild, welches wir uns geträumt, Form zu geben. Diese Fähigkeit, von dem Schönen bezaubert werden zu können, ist etwas, was blos gewissen Charakteren eigen ist, und deshalb lieben dieselben —"

„Das Meer und den Krieg!" rief St.-Sue, indem er auf die Veranda trat. „Madame, ich kann Ihnen versichern, daß mein Freund besser an Bord eines Kriegsschiffs taugt, als hier in weichlicher Ruhe auf einem indischen Balcon zu liegen."

Estelle warf einen finstern, unheimlich leuchtenden Blick auf St.=Sue.

„Sie glauben mir nicht!“ rief er. „Sie haben unrecht. Dies will ich Ihnen beweisen.“

Auch Wilhelm's Blick verrieth Misvergnügen, daß er gestört worden.

„Sie können sich diese Mühe ersparen, Marquis“, antwortete Estelle, verließ die Veranda, und ging in das Haus hinein.

St.=Sue warf sich auf Frau von Estrier's Ruhematte, und sagte lachend:

„Parbleu! Ich glaube, meine Erscheinung ist nicht sonderlich angenehm gewesen. Ich wollte den Rest meines zerschossenen Beins verwetten, daß ich wie eine Bombe niederschlug, gerade als Sie, lieber Freund, im Begriff standen, Frau von Estrier anzuvertrauen, wen Sie liebten, wie Sie liebten, und was Sie liebten. Dergleichen Dinge muß man aber einer Dame niemals anvertrauen.“

„Nun, Sie verlangen doch nicht etwa, daß ich sie einem Mann anvertraue?“ entgegnete Wilhelm, nicht ohne einen gewissen Grad von Ungeduld.

„Warum nicht? Sie riskiren dabei weniger, das versichere ich Ihnen bei meiner Ehre.“

„Das ist wol möglich, aber ich gewinne auch weniger dabei“, antwortete Wilhelm lächelnd.

„Wissen Sie denn, was Sie gewonnen haben würden, wenn Sie Frau von Estrier diese vertrauliche Mittheilung wirklich gemacht hätten?“

„Marquis!“ rief Wilhelm, und ward feuerroth.

„Mon cher baron, Sie machen sich lächerlich, wenn Sie sich ärgern. Wir können, solange ich mit meinem Stock und Sie mit dem Sofa vermählt sind, einander doch nicht den Degen in den Leib rennen; deshalb wird es am besten sein, dieses Thema ohne alle Hitze zu discutiren.“

St.=Sue warf einen spähenden Blick auf die Vorhänge vor den Thüren der Veranda.

„Sie horcht", dachte er, und fuhr dann laut fort: „Ja, der Gewinn für Sie wäre kein anderer gewesen, als daß Sie kopfüber in den Abgrund des Verderbens gestürzt wären! Solchen Frauen, wie unserer liebenswürdigen Wirthin, vertraut man dergleichen Geheimnisse niemals an. Dieselben werden von ihnen stets gemisbraucht. Lieben Sie soviel wie Sie wollen; aber behalten Sie das Geheimniß für sich selbst, und hüten Sie sich, diese kleine, gelbe Sammttatze mit Ihrem Herzen spielen zu lassen. Es geht Ihnen dann ganz wie der Maus, die in die Klauen der Katze gerathen ist."

„Aber, Marquis, ist es wol ritterlich von Ihnen, auf diese Weise von einer Dame zu sprechen, von der Sie soviel Güte zu einer Zeit erfahren, wo —"

„Ich mich derselben nicht entziehen konnte, unterbrach der Marquis. „Hätte man mir die Wahl freigestellt, mich entweder von einem Haifisch verschlingen oder von Frau von Estrier pflegen zu lassen, so würde ich das erstere vorgezogen haben. Ihre Pflege und Fürsorge ist von mir durchaus nicht begehrt worden, und sie hat auch, beim Lichte besehen, mir keine dergleichen gewidmet. Uebrigens, bester Baron, sind Sie so dankbar, daß dies für uns beide hinreicht, und ich folglich der Mühe überhoben bin, es ebenfalls zu sein."

Hier wurden sie von Estelle unterbrochen, welche, von Lucie begleitet, wieder auf der Veranda erschien. Der Marquis erhob sich sofort; Estelle aber sagte, während sie ihn bewog, Platz zu behalten:

„Bleiben Sie sitzen, Marquis; Sie entwickelten soeben eine so gewaltige Beredsamkeit, daß ich Sie nicht aus einer Stellung bringen möchte, welche im Stande gewesen ist, Sie so zu begeistern."

„Ich wußte nicht, daß Sie horchten, Madame!" sagte der Marquis mit gutgespielter Bestürzung.

„Ich habe nicht gehorcht, mein Herr! Ich vernahm blos den Laut Ihrer Stimme, und dieselbe klang ganz so, als ob Sie eine Vorlesung hielten."

„Dies war auch der Fall, und ich kann Ihnen versichern, Madame, daß das, was ich sagte, im höchsten Grade erbaulich war, denn ich führte die Sprache der Klugheit."

„Und der Baron?" fragte Estelle, indem sie sich nach Wilhelm herumdrehte.

„Hörte mich mit großem Interesse an", fiel St.-Sue ein.

„Ich bitte Sie, Madame, glauben Sie ihm nicht; denn wenn das, was er sagte, klug ist, so will ich lieber närrisch sein", versicherte Wilhelm lachend.

„Soeben ist der Graf angelangt", meldete in diesem Augenblick ein Diener.

„Der Graf!" wiederholten unsere sämmtlichen vier Personen, und zwar mit verschiedenem Ausdruck, als ob eine jede sich erst hätte besinnen müssen, wer der Graf eigentlich sei.

Es dauerte nicht lange, so hörte man schwere Tritte in dem Salon, und gleich darauf trat der Graf auf die Veranda heraus.

Lucie war bei Nennung seines Namens bleich geworden. Estelle machte eine Bewegung mit den Schultern, als ob sie sagen wollte: „Was geht das mich an?"

St.-Sue warf einen forschenden Blick erst auf Lucie und dann auf Estelle. Wilhelm's Miene verrieth einen nichts weniger als angenehmen Eindruck.

Auf diese Weise ward der reiche Besitzer von Mazulip nach einer dreimonatlichen Abwesenheit an seinem Herde empfangen.

Viertes Kapitel.

Die bezaubernden Augen der Nacht blickten auf Mazulip herab. Alles war stumm und still. Der Engel des Schlafs hatte mit seinem Frieden die Unruhe des Tags abgelöst, und das Menschenherz in holden Schlummer gewiegt. Allerdings war hier und da an den Fenstern ein Lichtschimmer zu bemerken; sicherlich aber rührte derselbe von den Nachtlichtern in den verschiedenen Schlafzimmern her, denn im ganzen Hause herrschte vollkommene Ruhe. Mit ganz verschiedenen Gefühlen hatte ein jedes sich schlafen gelegt.

Die plötzliche Rückkunft des Grafen hatte bei allen, mit Ausnahme Estellens, Gedanken erweckt, die sich mehr oder weniger um den schweigsamen Besitzer von Mazulip drehten.

Vor Wilhelm's Seele trat unwillkürlich das letzte Diner in dem Hotel Outrouville.

St.-Sue dagegen dachte:

„Nun werden wir sehen, was geschieht."

Was Lucie empfand, wissen wir nicht; aber bleich war ihre Wange und unruhig ihr Auge.

Estellens einziger Gedanke war:

„Mein Gott, wie unerträglich, nun dieses Gesicht wiedersehen zu müssen!"

Alles war in das tiefste Schweigen versenkt, als eine weißgekleidete Gestalt sich die Treppe nach der obern Etage hinaufschlich, und mit lautlosen Tritten den Weg nach den Zimmern des Grafen von Estrier einschlug.

Ohne alles Geräusch ward die Thür geöffnet, die von dem Corridor nach diesen Zimmern führte. Die Gestalt schritt durch das erste Zimmer, schlug den weichen, seidenen Vorhang der in das Innere führenden Thür auf die Seite, und trat über die Schwelle.

Auf einem dunkelrothseidenen Divan ausgestreckt lag Graf von Estrier, und rauchte eine Cigarre. Die sonst halbgeschlossenen Augen standen jetzt offen, und blickten mit lebhaftem, blitzendem Ausdruck gerade vor sich hin. Die sonst so trägen Gesichtsmuskeln besaßen in diesem Augenblick eine energische Elasticität. Sein ganzes Aussehen war vollkommen verändert. Es schien, als wäre das Innere des Grafen jetzt von ganz andern Elementen beherrscht als Gleichgültigkeit und Trägheit. Seine Brust hob sich unruhig, und die auf dem Divan ruhende, geballte Hand bewies, daß ein heftiger Zorn dieses sonst so träge Blut in gewaltsame Wallung setzte.

Die weiße Gestalt blieb eine lange Weile auf der Schwelle stehen, und betrachtete ihn.

So wie er jetzt von der Deckenlampe beleuchtet dalag, war seine äußere Erscheinung eine ganz vortheilhafte. Sein Gesicht war belebt, und man sah, daß dieser Koloß eine Seele hatte.

„Charles!" rief die weiße Gestalt leise.

Der Graf drehte den Kopf herum, und warf einen Blick auf die Thür.

„Ah, Lucie! Ich erwartete dich", sagte er, und fuhr sich mit der soeben noch geballten Hand über die Stirn.

„Du erwartetest mich?" fragte Lucie, und ging auf ihn zu.

„Ja, ich war überzeugt, daß du dich nicht eher zur Ruhe begeben würdest, als bis du mit mir gesprochen hättest. Was wünschest du?“

„Das Schicksal hat unglücklicherweise jenen Mann dir wieder in den Weg geführt, und —“

„Du kommst in der Hoffnung, mir Gesetze vorschreiben zu können, nicht wahr?“ fragte der Graf, indem er sich erhob, und nun in seiner ganzen Länge vor Lucie stand. In dumpfem Tone setzte er hinzu: „Wir sind jetzt nicht in Brest, Fräulein von Outrouville.“

„Nein, wir sind in Mazulip, das weiß ich. Hier sind Mord und Verbrechen an der Tagesordnung. Charles, es ist genug mit denen, die hier begangen worden; noch mehrere dürfen nicht verübt werden.“

„Glaubst du?“ fragte der Graf, und sah sie mit düsterm Blicke an.

„Ich glaube es nicht, ich bin davon überzeugt, und deshalb folgte ich dir hierher. Du sagtest einmal, mein Anblick erinnere dich an unsere Mutter. Wie von ihr gesendet, stehe ich jetzt vor dir und —“

„Bittest, daß ich diesen Schweden schone, nicht wahr?“

„Ja!“ entgegnete Lucie, ergriff die Hand ihres Bruders und fuhr in bittendem Tone fort: „Du wirst, du darfst ihm nichts zu Leide thun! Charles, mit meinem Leben würde ich ihn retten, wenn ich könnte.“

Der Graf betrachtete sie mit einem langen Blick.

„Du liebst ihn wol?“ fragte er dann.

Lucie schwieg. Ein Blitz wilder Freude flog über das Gesicht des Grafen. Er faßte Lucie heftig am Arme.

„Antworte mir! Liebst du diesen Mann?“

Lucie brach in Thränen aus.

„Und wenn ich dies nun thäte?“ stammelte sie.

„Nun dann würde ich ihn vielleicht schonen!“ entgegnete der Graf, indem er ihren Arm losließ und murmelnd hinzusetzte: „Einen Todten zu beweinen, ist bitter; den Verlust des Herzens aber zu beweinen, welches man

einmal besessen, ist noch bitterer. Selbst die Hölle hat keine gräßlichere Qual!"

Er warf sich auf den Divan nieder, und hob in klarem, deutlichem Tone wieder an:

„Ich weiß, daß Estelle diesen Mann liebt."

Lucie machte eine Bewegung, wie um ihn zu unterbrechen.

„Es kann nichts nützen, wenn du mir widersprichst", fuhr der Graf fort. „Ich weiß es. Sie liebt ihn wild, heftig, ungestüm, mit einem Worte so, wie nur sie lieben kann. Seine Liebe ist für sie das Leben, der Verlust derselben weit bitterer als der Tod. Wohlan, Lucie, willst du ihm das Leben retten?"

„Ja, ich will es ihm retten, müßte ich auch zur Verrätherin an meinem eigenen Bruder werden."

„Bah! Das würde zu nichts führen. Weder Richtblock noch Schande würde mich von dem zurückhalten, was ich einmal beschlossen. Verstehe wohl! Auf dieser Insel sind deine Drohungen ohnmächtig. Ich werde ihn tödten, und zwar vor ihren Augen."

„Charles!" rief Lucie, und faßte ihn mit dem Ausdruck der Verzweiflung am Arme.

„Schweig und höre mich an", fuhr der Graf fort. „Du liebst diesen Mann, welcher für Estellen alles ist. Es gibt blos ein Mittel, ihn zu retten."

„Und dieses ist?" stammelte Lucie mit farblosen Lippen.

„Daß du seine Liebe erwirbst!"

Mit einer Geberde der hoffnungslosesten Verzweiflung warf Lucie sich in einen Lehnsessel, und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Der Graf fuhr fort:

„Ich wünsche, daß Estelle mit jeder Stunde, mit jedem Tage ihn heißer und leidenschaftlicher lieben lerne; aber Wehe ihm, wenn er diese Liebe auch nur mit einem Wort erwidert! Besäße er auch tausend Leben,

so raubte ich sie ihm doch alle. Es gibt nichts, was ihn dann noch retten könnte."

Der Graf schwieg. Es trat eine lange Pause ein. Endlich richtete Lucie den Kopf empor, und sagte mit Anstrengung:

„Wie lange gibst du mir Zeit, seine Liebe zu gewinnen?"

„Ich gebe dir vier Wochen", antwortete der Graf. „Wenn nach Verlauf dieser Zeit seine Augen noch mit demselben Ausdruck, den sie heute Abend hatten, auf Estelle ruhen, wenn er während dieser Zeit ihr seine Liebe gestanden, dann muß er sterben. Und nun, gute Nacht, liebe Schwester. Ich bin wirklich großmüthig. Ich schenke dir einen ganzen Monat, um dir Liebe zu erwerben, dein Glück zu schaffen, und ihm das Leben zu retten. Mehr kannst du nicht verlangen. Als Französin solltest du kaum den achten Theil dieser Zeit gebrauchen, um einen Mann zu fesseln."

Der Graf ging in sein Schlafzimmer.

Lucie blieb unbeweglich sitzen.

„Einen Monat!" stammelte sie, und faltete die Hände. „Ha! Wenn ich den Unglücklichen von hier fortbringen könnte!"

Fünftes Kapitel.

Als am nächstfolgenden Morgen die Sonne am Himmel auftauchte, und mit ihren lächelnden Strahlen Mazulip beleuchtete, trat Lucie auf die Veranda heraus.

Alles ruhte noch. Ihre matten Augen verriethen, daß sie diese Nacht nur wenig geschlafen hatte. Sie war von Nizama begleitet.

„Wie geht es heute mit deinem Patienten?“ fragte Lucie.

„O, ziemlich gut. Er schläft noch.“

„Glaubst du nicht, daß er Mazulip bald verlassen könne?“

„Nein, das glaube ich nicht, denn bei der mindesten Unvorsichtigkeit würde die Wunde wieder aufgehen“, antwortete die alte Negerin. „Uebrigens kann er doch auch nicht davonfliegen, und es ist nun geraume Zeit, daß wir kein französisches Schiff hier zu sehen bekommen haben. In sechs bis acht Wochen wird er jedoch hoffentlich so weit sein, daß er, wenn sich dann eine Gelegenheit zur Abreise bietet, diese benutzen kann.“

„Erst in sechs Wochen? Ach, mein Gott, bis dahin kann viel geschehen!“ seufzte Lucie.

„Allerdings", sagte Nizama; „aber Sie können doch nicht erwarten, daß er eher fortkomme, denn wenn er auch selbst es wollte, so würden doch weder die Gräfin noch der Graf ihm erlauben, Mazulip eher zu verlassen, als bis er vollkommen wiederhergestellt ist. Der Graf hat ganz kürzlich erst Befehl gegeben, daß niemand ohne sein Vorwissen Mazulip verlasse, und daß die Fremdlinge mit der größten Umsicht und Aufmerksamkeit abgewartet und gepflegt werden sollen."

„Gut!" sagte Lucie, verabschiedete die Negerin, und blieb sodann in tiefe Gedanken versunken sitzen. Sie überlegte, wie unmöglich es für sie zu sein schien, als Estellens Nebenbuhlerin aufzutreten, besonders da bei Wilhelm alles zu erkennen gab, daß sein Herz fest an ihr hing. Man konnte sagen, daß seine Gefühle jetzt die Mittagshöhe ihrer Glut erreicht hatten. Indessen, Lucie war Französin, und zwar Französin mit edelm, muthigem Herzen und hohem Sinn. Es konnte daher, wenn es eine edle That zu übernehmen galt, keine Schwierigkeiten für sie geben.

Während Lucie ihre Stärke und die des Feindes zu überrechnen suchte, waren die übrigen Bewohner von Mazulip erwacht, und auf die kühle Veranda trat erst St.-Sue und dann Estelle heraus.

„Wie geht es heute mit Ihrem Freund?" fragte letztere dem Marquis.

„Seine W u n d e ist nicht auf guter Laune, und der arme Junge infolge dessen nicht sehr heiter."

„Was sagen Sie, Marquis? Geht es schlimmer mit ihm?"

„Ja, Madame. Die Luft ist hier viel zu heiß, als daß sie dienlich sein könnte, wenn es sich um die Heilung von Wunden handelt. Das Blut schlägt zu hohe Wogen", setzte er mit feinem Lächeln hinzu.

„Ich sollte aber im Gegentheil meinen, daß die

gemächliche Ruhe, welcher man sich hier überläßt, eine solche Wirkung nicht äußern könnte", antwortete Estelle.

„Die Ruhe in Ihrer Nähe, Madame, ist schädlicher als die größten Strapazen während einer Schlacht."

Estelle schleuderte dem Marquis einen so drohenden Blick zu, daß derselbe einem Blitzstrahl glich.

In diesem Augenblick trat der Graf auf die Veranda heraus. Sein Gesicht verrieth durch nichts, daß während der Nacht sich gewaltige Gemüthsbewegungen darin wiedergespiegelt hatten.

Man nahm ein leichtes Frühstück ein, während dessen der Graf stumm war wie das Grab. Er schwieg und aß. Als das Mahl beendet war, verließ er die Gesellschaft. Lucie zog sich in ihre Zimmer zurück, und St.-Sue näherte sich der Thür, um zu Wilhelm zurückzukehren; Estelle hielt ihn aber mit den Worten zurück:

„Bleiben Sie, Marquis; ich bitte darum."

„Sehr gern, Madame", entgegnete er, indem er umkehrte und auf sie zuging.

Estelle hatte sich auf ein Sofa geworfen. Mit zurückgelehntem Kopfe, in muthwilliger und doch graziöser, halbliegender Stellung betrachtete sie das schöne Gesicht des jungen Franzosen mit einem höchst eigenthümlichen Blick.

„Sehen Sie nicht ein, Herr Marquis, daß zwischen uns eine Erklärung stattfinden muß?" begann Estelle.

„Nein, Madame, das sehe ich durchaus nicht ein", versicherte St.-Sue lächelnd, zog einen Stuhl an das Sofa und setzte sich. „Ich habe Ihnen keine Erklärung zu machen, und vermuthe auch, daß Sie nicht die Absicht haben, mich durch eine solche aus Ihrem Munde bloßzustellen."

„Marquis, lassen Sie den Scherz jetzt ruhen. Ich habe Sie heute nicht gebeten, dazubleiben, um eine Stunde zu verplaudern, sondern um ernstlich zu sprechen."

„Um ernstlich zu sprechen! Mein Gott, Madame,

wie konnten Sie auf eine solche Idee kommen! Ernst und ich passen nicht zusammen."

„Aber dennoch verlange ich jetzt, daß Sie mich nicht blos anhören, sondern auch meine Fragen ehrlich beantworten", fiel Estelle heftig ein.

Der Marquis verneigte sich, und Estelle bezwang ihre Heftigkeit, indem sie in sanfterm Tone und den Marquis ansehend hinzusetzte:

„Ihre Galanterie wird Ihnen sicherlich nicht erlauben, den Wunsch einer Dame unerfüllt zu lassen."

„Schlange!" dachte St.-Sue, und richtete seinen Blick von der Sirene hinweg nach der Decke des Zimmers. Laut antwortete er:

„Ich bin Ihr Sklave, Madame, dafern es sich blos um Ehrlichkeit bei Beantwortung einer Frage handelt. Verlangen Sie aber nicht, daß ich mit einer jungen, liebenswürdigen Dame ernste Dinge spreche."

„Sie sagten liebenswürdig?"

„Ja, Madame, und ich nehme mein Wort nicht zurück."

„Warum nannten Sie mich so?"

„Deshalb, weil alle Sie lieben."

„Alle? Folglich auch Sie?"

„Ich thue stets das Gegentheil von dem, was andere thun."

Estelle zuckte zusammen. Ihr Gesicht veränderte sich. Der verführerische Ausdruck, den sie ihren Zügen gegeben, verschwand, und eine Glut des Zornes legte sich darüber.

„Schön, Marquis, nun sind wir da, wohin ich wollte. Antworten Sie mir: Was beabsichtigten Sie mit dem, was Sie gestern zu Ihrem Freunde sagten? Hoffen Sie vielleicht, ihn —"

„Dadurch klug zu machen? Nein, ich wünschte blos ihm dadurch den Abgrund zu zeigen, in welchen er im Begriff steht, sich zu stürzen. Meine Absicht war nicht,

ihn der Gewalt zu entreißen, welche Sie ausüben, sondern ihn ganz einfach vor einem Feind zu warnen."

„Vor einem Feind, sagen Sie? Bin ich denn der Feind Ihres Freundes?"

„Mehr als sonst jemand, denn Sie werden seinen Seelenfrieden vernichten."

„Geben Sie wohl Acht, was Sie sagen!"

„War es nicht Ehrlichkeit, was Sie wünschten?"

„Ja, und ich werde dieselbe nun ordentlich auf die Probe stellen. Antworten Sie mir: Sind Sie in völligem Ernst mein Feind?"

„Ja, Madame, in vollem Ernst", versicherte St.-Sue mit einer artigen Verbeugung. Ich hatte mir geschmeichelt, Sie würden nicht glauben, daß ich scherzte, als ich mich so nannte. Es ist mir deshalb unmöglich gewesen, meinen Freund sich gänzlich entwaffnen lassen zu sehen, ohne seine Aufmerksamkeit auf das unglückliche Schicksal zu lenken, welches ihn erwartet."

„Hüten Sie sich, Marquis! Sie wissen, wenn es Ernst werden sollte, nicht, mit welchem Feind Sie sich eingelassen haben!" rief Estelle.

„Ich bitte um Verzeihung, gerade dies weiß ich eben", entgegnete St.-Sue lächelnd.

Estelle legte ihre Hand auf seinen Arm und sagte:

„Glauben Sie mir, Sie thäten besser daran, wenn Sie mein Freund wären, und mir nicht entgegenarbeiteten."

„Unmöglich; dann wäre ich erst recht verloren."

„Als wirklicher Feind werde ich furchtbar."

„Furchtbar sind Sie stets, Madame; aber Sie wissen, ich fürchte mich nicht so leicht."

„Wir haben also einander den Krieg erklärt?" sagte Estelle, gleichsam bei diesen Worten verweilend.

„Mit Ihrer Erlaubniß, ja, Madame."

Der Marquis faßte ihre Hand, die auf seinem Arme

lag, und küßte sie mit einer Miene, als ob er die verbindlichsten Dinge von der Welt gesagt hätte.

„Ehe der Kampf jedoch zum Ausbruch kommt, müssen Sie, der Sie die Feindseligkeiten eröffnet haben, erklären, was dieselben hervorgerufen hat", hob Estelle wieder an.

Nur mit großer Anstrengung vermochte sie ihre äußere Ruhe beizubehalten.

„Wenn zwei Großmächte miteinander in Fehde gerathen, so pflegt gewöhnlich kein vernünftiger Grund dazu vorhanden zu sein. So kann es ja auch mit uns geschehen. Wir sind Feinde deshalb, weil wir es wahrscheinlich sein müssen, vielleicht auch deshalb, weil wir nie etwas anderes gewesen sind."

„Ach, Marquis, Sie wollen doch wol nicht behaupten, daß wir stets Feinde gewesen seien?" entgegnete Estelle mit eigenthümlichem Lächeln.

„Allerdings, Madame, wir haben stets miteinander in Streit gelegen."

„Das ist mehr als ich mich entsinnen kann."

„In diesem Falle will ich Ihrer Erinnerung nachhelfen", sagte der Marquis, stützte sich auf die Sofalehne und fuhr fort: „Wahrscheinlich entsinnen Sie sich noch unserer ersten Begegnung in Paris."

„Allerdings. Ich interessirte mich damals sehr für Sie."

„Sie belieben zu schmeicheln, Madame. Erlauben Sie, daß ich fortfahre. Man hatte viel von Ihnen gesprochen. Ich war neugierig, die Dame zu sehen, welche so großes Aufsehen erregte, und hatte mir im voraus vorgenommen, mich niemals zu der Zahl Ihrer Bewunderer zu gesellen. Ich sah Sie, ich fand Sie schön; aber weiter nichts. Alle beteten Sie an, nur ich nicht. Von daher datirt sich unser Kampf, Madame, dies wissen Sie."

„Ich verstehe Sie nicht", sagte Estelle, als er schwieg. Ihre Lippen bebten.

„Erlauben Sie mir, das Gegentheil zu behaupten", antwortete der Marquis. „Sie verstehen mich nur zu gut. Es gab eine Zeit, wo Sie mich haßten. Es war dies damals, als ich Paris verließ. Sie wissen vielleicht nicht mehr, was ich beim Abschied zu Ihnen sagte, als Sie mich zum Bleiben zu überreden suchten, nicht wahr nicht?"

Der Marquis sah Estellen mit einem höchst eigenthümlichen Lächeln an, und fuhr dann fort:

„Meine Worte waren: Das Glück, welches Sie bieten, fürchte ich, denn es paßt nicht für mich. Lieber will ich mir eine Kugel durch den Kopf jagen, wenn ich ihm nicht auf andere Weise entrinnen kann."

„Sie haben ein gutes Gedächtniß, mein Herr", fiel Estelle ein. Ihre Brust hob sich unruhig, und die dunkeln, wunderbaren Feuerflammen auf ihrer Stirn verriethen, daß sie heftig aufgeregt war.

„Darin liegt eben meine Stärke, Madame", fuhr der Marquis fort. „In Brest sahen wir einander wieder, und Sie vergaßen Ihren Haß über der Laune, welche Sie an den Schweden fesselte. Jetzt aber, Madame, hoffe ich, daß er mit verdoppelter Stärke wiedererwacht ist."

„Vergessen Sie nicht, daß Sie selbst es so gewollt haben", sagte Estelle.

„Ich hatte ja soeben erst die Ehre, zu sagen, daß ich niemals vergesse", antwortete der Marquis lachend, erhob sich und ging auf eine der geöffneten Glasthüren zu, indem er in gleichgültigem Tone sagte:

„Es ist hier eine drückende Hitze, und ich habe von jeher geglaubt, daß der Tod mich unter dem Himmel Westindiens treffen würde. Was glauben Sie, Madame?"

„Sollten Sie vielleicht an der Wärme sterben?" fragte Estelle in spöttischem Tone.

„Was weiß ich? Vielleicht sterbe ich an einem Glas

Limonade!" entgegnete St.=Sue, indem er sich umdrehte, Estelle ansah und in heiterm Tone hinzusetzte: „In diesem Falle soll mein Freund Vollstrecker meines Testaments werden. Ich beabsichtige, es ihm versiegelt anzuvertrauen, und ihn zu beauftragen, es zu öffnen, sobald ich meinen letzten Seufzer ausgehaucht haben werde."

„Und wen ernennen Sie zu Ihrem Universalerben?" fragte Estelle.

„Stjernkrona. Wissen Sie, was er erben wird?"

„Ihr Vermögen."

„Dieses existirt nicht mehr."

„Irgendein Familienkleinod?"

„Nein, Madame. Er wird den Namen der Person erben, welche meinen letzten Trank gemischt hat."

Mit diesen Worten verneigte er sich vor der schönen Frau, und verließ das Zimmer.

Estelle folgte ihm mit einem langen und unerklärlichen Blick. Es lag weder Haß noch Bestürzung in diesem Blick, sondern eher ein Ausdruck von Milde. Sie lächelte als er verschwand, hüpfte auf dem Sofa empor und schüttelte ihr schönes Haupt.

„Ach, mein lieber Marquis", sagte sie bei sich selbst, „deine Macht ist viel zu unbedeutend, als daß sie einen Vergleich mit der meinigen auszuhalten vermöchte. Immer lebe du! Ich bin es nicht, die dir deinen letzten Trank mischt. Aber wenn er mich nun verriethe? Wenn er nun Wilhelm sagte, was zwischen ihm und mir vorgegangen?"

Estelle blieb in der Mitte des Zimmers stehen und faltete die Hände.

„Dann — aber nein, er wird es nicht thun", fuhr sie fort. „Er ist dazu viel zu sehr Edelmann. Er wird schweigen und er soll leben. Wenn man so liebt wie ich, dann hat man blos einen Gedanken, einen Wunsch, nur eins, wofür man lebt und athmet."

Sechstes Kapitel.

Nach dem Diner finden wir die Bewohner von Mazulip, mit Ausnahme des Grafen, wieder auf der großen und von Laubwerk beschatteten Veranda versammelt.

Der Marquis und Lucie saßen an einem kleinen Tisch, auf welchem eine Menge Musikalien lagen.

Man war im Begriff, einige Gesangspiecen auszuwählen, welche Lucie vorzutragen versprochen. Während die Beiden damit beschäftigt waren, hatten sie Platz auf der entgegengesetzten Seite von der genommen, wo Wilhelm und Estelle saßen, und waren von diesen so weit entfernt, daß das, was sie sagten, von jenen nicht erlauscht werden konnte.

„Marquis, kann ich darauf rechnen, daß Sie mein Freund sind?“ hob Lucie an.

„Welch eine Frage! Ich halte die Beantwortung derselben für ganz überflüssig. Sie sollten mich nun wohl kennen, Fräulein von Outrouville.“

„Da haben Sie recht. Ich weiß nun, daß Sie nicht blos ein Freund, sondern daß Sie auch ein treuer Freund sind, und deshalb müssen Sie ein Bündniß mit mir schließen.

„Gegen wen?“

„Gegen Estelle.“

„Und was soll dadurch bewirkt werden?“

„Daß keine Erklärung zwischen ihr und dem Baron erfolge.“

„Aber was Sie da verlangen, ist ja beinahe unmöglich.“

„Es gibt nichts, was unmöglich wäre.“

„Dies aber dürfte doch wol dazu gerechnet werden. Wie wollen Sie ein paar Verliebte abhalten, sich gegeneinander auszusprechen? Dies ist ja ebenso unmöglich, als wenn Sie dem Sturme Schweigen gebieten wollten. Und was beabsichtigen Sie damit? Ihre Schwägerin zu retten? Diese will sich nicht retten lassen. Erlauben Sie mir daher zu sagen: Sie sind noch sehr jung, Sie kommen erst aus dem Kloster, und Sie kennen weder die Welt noch die Menschen. Sie glauben dem Bösen vorbeugen zu können, laufen aber dabei blos Gefahr, Ihren eigenen Frieden zu opfern, ohne etwas zu gewinnen. Was in Ihren Augen ein Verbrechen ist, wird von der Person, zu deren Schutzengel Sie sich machen wollen, nicht als ein solches betrachtet. Bemerken Sie wohl, wir leben in einer Zeit, wo man viel zu liberal ist, um sittlich zu sein.“

„Sind Sie nun fertig?“

„Ja, mit einer förmlichen Abhandlung über dieses Thema will ich Sie verschonen.“

„Und ich bin Ihnen dafür verbunden. Sie weigern sich also, mein Bundesgenoß zu werden?“

„Durchaus nicht, aber es wird ein ganz zweckloser Bund sein, denn der Feind ist so überlegen, daß es nicht einmal der Mühe lohnt, einen Angriff zu wagen.“

„Wer weiß?“ sagte Lucie mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Nun meinetwegen. Wenn Sie Aussicht haben, zu siegen, dann schweige ich. Der Kampf wird mir auf jeden Fall Vergnügen machen. Es gefällt mir, eine Gegnerin wie Frau von Estrier zu haben. Sie in Schach zu hal-

ten und endlich matt zu setzen, wäre bei meiner Ehre eben soviel werth, als ein Kriegsschiff in Grund gebohrt zu haben."

„Also, Marquis, Sie werden mir beistehen?"

„Ja, ich verspreche es", entgegnete der Marquis, indem er Lucie die Hand reichte.

„Ich danke."

„Welche Rolle soll ich spielen?"

„Sie müssen so manövriren, daß Sie die Erklärung, die jeden Augenblick auf den Lippen Ihres Freundes schwebt, verhindern."

„Gut; aber wenn mir dies auch einige Tage lang glücken sollte, so würde meine Mühe zuletzt dennoch vereitelt werden."

„Nein, das wird nicht der Fall sein; denn Zeit gewonnen, alles gewonnen."

„Fräulein von Outrouville, glauben Sie wirklich, die Liebe zwischen dem Baron und Frau von Estrier vernichten zu können?"

„Ja, ich hoffe es. Merken Sie wohl, Marquis, es ist nicht Estelle, sondern Ihr Freund, den ich retten will, damit er nicht —"

„Direct ins Himmelreich versetzt werde", fiel der Marquis lachend ein.

„Dorthin wird er, hoffe ich, auch kommen, ohne das Schicksal des Herzogs von X. theilen zu müssen", unterbrach ihn Lucie in ernstem Tone.

Der Marquis sah sie eine Weile an, dann sagte er in seinem gewöhnlichen, leichtfertigen Ton:

„Ich theile Ihre Hoffungen; aber es kann ja geschehen, daß während wir plaudern, der Feind den Platz, den wir zu vertheidigen beabsichtigen, schon genommen hat."

„O nein", antwortete Lucie, „ich habe Acht darauf gegeben."

„Sie!"

„Wundern Sie sich darüber?"

„Ja, das gestehe ich. Sonst ist es in der Regel blos die Liebe oder der Haß, was bei Ihrem Geschlecht die Aufmerksamkeit schärft.“

„Wol möglich. Sie glauben vielleicht, daß ich die einzige bin, welche jene Personen beobachtet.“

„Ja, denn ich bin es wenigstens nicht.“

„Haben Sie gute Augen, Marquis?“ fragte Lucie nachlässig, indem sie in den Musikalien blätterte.

„O ja, und wenn ich will, so sehe ich mehr als man wünscht, daß ich sehe.“

„Und was Sie nicht sehen, errathen Sie, nicht wahr?“

„Ja wohl.“

„Nun, so bemühen Sie sich einmal jetzt zu sehen, nicht blos mit den Augen, sondern auch mit Ihrer Divinationsgabe.“

„Ich werde mein Bestes thun.“

„Betrachten Sie die dichte Laubwand, welche die Terrasse umgibt; aber thun Sie es, ohne sich merken zu lassen, daß Sie es mit Interesse thun.“

Der Marquis lehnte sich in seinen Rohrstuhl zurück, und warf einen anscheinend höchst gleichgültigen Blick auf die angewiesene Stelle.

„Nun, mein Fräulein, was folgt weiter?“ fragte er dann.

„Betrachten Sie genau das Laub gerade der Fontaine gegenüber.

Lucie reichte, indem sie dies sagte, dem Marquis ein Notenheft. St.-Sue nahm es, und warf darüber hinweg einen scharfen Blick auf die angedeutete Stelle. Er bemerkte nun sofort, daß das undurchdringliche Laubwerk auf diesem Punkt getheilt war, obschon ganz unbedeutend. Ein dunkler Körper, der sich dahinter befand, machte, daß das Tageslicht nicht durch die Oeffnung drang.

„Aha, dort steckt ein Späher“, sagte der Marquis lächelnd, und reichte Lucie das Heft. „Die Sache fängt an, interessant zu werden“, setzte er hinzu, und sah Lucie an.

„Es ist aber eine sehr betrübende Sache", entgegnete Lucie mit einem Seufzer, indem sie sich zugleich erhob und in den Salon hineinging.

St.-Sue näherte sich Wilhelm und Estelle, während er dachte:

„Die Fäden verwirren sich. Um so besser. Nun wird es aber nothwendig werden, nach allen Seiten scharf auszuschauen, um zu wissen, welchen Curs man einzuhalten hat."

Während Lucie und St.-Sue sich miteinander besprachen, hatten Estelle und Wilhelm miteinander über Ehre und Ehrgeiz disputirt. Estelle hatte selbst dieses Gespräch begonnen; aber nur in der Hoffnung, es von diesem Gebiet auf ein anderes übertragen zu können.

Mit jugendlicher Wärme schilderte Wilhelm die gewaltige Leidenschaft, welche macht, daß der Mensch, um Lorbern zu erringen, sein Leben tausendmal aufs Spiel setzt. Vor Wilhelm's enthusiastischem Gemüth stand diese Leidenschaft als etwas Hohes und Edles, ohne daß er des Niedrigen und Verwerflichen gedachte, was die Ehrsucht in ihrem Schoße birgt.

Estelle hörte ihn mit großer Aufmerksamkeit an. Ja, ihr Herz pochte gewaltig bei seinen Worten; aber nicht deshalb, weil sie sein Gefühl verstanden oder getheilt hätte, sondern deshalb, weil sie mit der gewöhnlichen Einseitigkeit des Weibes alles auf das Einzige hinleitete, was sie interessirte.

„Wenn er ein untergeordnetes Gefühl mit solchen Worten schildern kann", dachte sie, „wie würde er da nicht erst die Liebe malen! Möge es kosten, was es wolle, so muß ich seine Lippen aussprechen hören, was sein reiches Herz birgt. Dieser Zustand kann und darf nicht länger dauern. Ich will wissen, wie er mich liebt, und ich werde es auch erfahren."

Wilhelm, der gänzlich von dem jetzt in Frage befangenen Gegenstand erfüllt war, glaubte in Estellens strah-

lenden Augen zu lesen, daß sie seine Begeisterung theilte. Endlich sagte er:

„Ohne Ehrgeiz wäre die Schöpfung todt und alles Geschaffene gefühllos. Das Bedürfniß nach dem Beifall unserer Mitmenschen ist der Ursprung aller Künste, aller Heldenthaten und aller Größe; ohne dieses gäbe es nichts Schönes und Edles. Der Mann, der seine Seele nicht von Ehrgeiz ergriffen fühlt, ist der Unglücklichste, denn er kennt nicht die Kraft, welche aus uns etwas mehr als Menschen macht, und uns Gott näher bringt."

„Aber theilen Sie da dem Ehrgeiz nicht eine allzu große Rolle zu? Wenn er wirklich einen solchen Einfluß ausübte, dann bedürften wir ja keine andern Gefühle, um uns durchs Leben zu leiten", fiel Estelle ein.

„Wir leben nicht blos für große Thaten, sondern wir brauchen auch Glück", antwortete Wilhelm. „Der Ehrgeiz ist der Beherrscher der Seele, die Liebe ist die Beherrscherin des Herzens. Ersterer bestimmt unsere Rolle in der Gesellschaft, letztere im Privatleben. Sehr oft, Madame, lassen wir letztere die Herrschaft so gänzlich an sich reißen, daß erstere der Vergessenheit anheimfällt."

„Und es wäre auch nicht gut, wenn dem nicht so wäre", meinte Estelle, der es nun gelungen war, das Gespräch dahin zu leiten, wohin sie es haben wollte. „Der *Mensch muß lieben, um das Leben zu verstehen.*"

„Ach, Madame, welch ein bezauberndes Bildniß von sich selbst sind Sie in diesem Augenblick!" rief St.-Sue, indem er auf die beiden zukam.

Estelle zuckte zusammen. Ihre Augen blitzten, und ein eigenthümliches Beben des Zorns durchzitterte alle ihre Glieder.

„Ein Bildniß, sagen Sie?" wiederholte sie.

„Ja, denn *Sie selbst* sind Sie in diesem Augenblick *nicht.*"

Estelle biß sich auf die Lippe.

Siebentes Kapitel.

„Ist die Wahl der Gesänge getroffen?" fragte Wilhelm, den St.-Sue's Dazwischenkommen auch nicht sonderlich angenehm zu berühren schien, der aber trotzdem dem Gespräch eine andere Wendung geben wollte.

„Ja; Fräulein von Outrouville wird uns sogleich mit dem Vortrage derselben erfreuen", antwortete der Marquis und ließ sich auf einen Stuhl nieder.

„Es ist sonderbar, daß wir Fräulein von Outrouville's Gesang nicht schon früher zu hören bekommen haben", bemerkte Wilhelm, um nur etwas zu sagen.

„Allerdings; Fräulein Lucie gehört aber nicht zur Zahl derer, die mit ihren Schätzen glänzen wollen. Nicht wahr, Madame, sie ist ebenso anspruchslos und talentvoll als schön?"

„Dieser Vergleich hinkt, mein Herr", antwortete Estelle. „Die Schönheit ist etwas, was vom Geschmack abhängt; mit den Talenten aber ist das Verhältniß ein anderes. Sie, zum Beispiel, finden Lucie schön; aber es ist ungewiß, ob der Baron diesen Ihren Geschmack theilt."

Estelle wendete sich zu Wilhelm, und sagte mit einem Blick, der sie selbst mehr als schön machte:

„Wie finden Sie ma belle-soeur? Ist sie schön?“

„Madame, in diesem Augenblick wäre es mir unmöglich, dies zu bestimmen“, sagte Wilhelm, von ihrem Blick völlig bethört.

„Verlangen Sie nicht etwas so Ungereimtes!“ fiel St.-Sue scherzend ein. „Mein Freund ist ja eben jetzt im besten Zuge, das Leben zu verstehen, und hat daher das Leben selbst vergessen.“

„Sie haben wol gehorcht?“ fragte Estelle, und warf St.-Sue einen herausfordernden Blick zu.

„Nein, ich habe blos Ihre letzten Worte im Fluge erhascht, und hätte große Lust, dieselben mit den Worten Piron's zu beantworten: «Die Liebe ist ein Räthsel, und der Tod die Lösung desselben.»“

„Piron war sicherlich auf schlechter Laune, als er dieses Paradoxon niederschrieb“, meinte Wilhelm lächelnd, „sonst würde er geschrieben haben: «Das Leben ist ein Räthsel und die Liebe die Lösung desselben.»“

„Beweisen Sie dies, wenn Sie können!“ rief St.-Sue.

„Beweisen“, wiederholte Wilhelm lachend. „Wir haben ja hier kein mathematisches Problem vor uns, sondern eine Gefühlssache. Wer den Beweis für das, was ich gesagt, nicht in seinem eigenen Innern trägt, der wird mich niemals verstehen, möchte ich auch anführen, was ich immer wollte. Deshalb sage ich blos, daß alles Schöne, alles Heilige und alles Poetische im Leben verklärt vor der Seele steht, wenn das Herz von Liebe erfüllt wird, und wer nicht erst mit Leidenschaft ein Weib geliebt hat, der kann weder Gott noch sein Vaterland lieben.“

Wilhelm's Augen ruhten, indem er dies sagte, auf Estelle.

„Bravo, mon cher!“ rief der Marquis. „Man hört wohl, daß Sie jung, unerfahren und erst einundzwanzig Jahre alt sind; denn da sind diese Ideen richtig,

das heißt, weil die Gefühle und das Wohlgefallen noch nicht durch den Verstand und die Erfahrung aufgeklärt worden sind; denn sonst würden Sie vielleicht wissen, daß es nichts so Niedriges, so Verbrecherisches, so Verabscheuungswürdiges oder so Treuloses gibt, was nicht im Liebesrausche begangen worden wäre, um diese wahnwitzige Leidenschaft zu befriedigen."

„Marquis, was wagen Sie da zu behaupten!" fiel Estelle ein.

„Die Wahrheit, Madame."

„Beweisen Sie, daß dem so ist, sage ich nun meinerseits", bemerkte Wilhelm.

„Wovon sprechen Sie?" fragte Lucie, indem sie, mit einer Laute in der Hand, auf die Veranda heraustrat.

„Von etwas anderm als von der Liebe?" antwortete St.-Sue. „Es ist dies ein Thema, welches man, mag man weilen, wo man will, niemals müde wird zu variiren."

„Nun, so lassen Sie hören, Marquis, was Sie Schlimmes davon zu sagen haben", entgegnete Lucie lächelnd. „Etwas Gutes wird es nämlich höchst wahrscheinlich nicht sein."

„Da haben Sie allerdings recht. Nachdem ich aber das «göttliche Gefühl», wie man es nennt, angegriffen, räume ich Ihnen allen dreien das Recht ein, es zu vertheidigen."

„Seien Sie überzeugt, daß wir dies auch thun werden", versicherte Estelle.

„Daran zweifle ich nicht", antwortete der Marquis. „Aber, Madame, es könnte ja leicht in meinem Angriff so viel Wahrheit liegen, daß es schwer wird, dieselbe zu bestreiten. Im allgemeinen sind alle Discussionen zwecklos; sie dienen zu weiter nichts, als um die Zeit hinzubringen, ohne daß es einem gelänge, den andern zu überzeugen. Wir können aber eine Menge Beispiele von den verwerflichen Thaten anführen, welche unter dem

Einfluß dieses so poetisch besungenen Gefühls begangen werden. Auf der einen Seite haben wir eine junge Frau, schön wie Sie, Madame. Sie ist vermählt", fuhr St.-Sue fort, indem er seinen Blick auf Estelle heftete. „In dem Hause ihres Gatten weilt ein junger Mann, der alle mögliche Gastfreundschaft genießt. Was geschieht? Die Liebe, dieser kleine höllische Dämon, erlangt Macht über ihn. Er verliebt sich in die Gattin des Mannes, dessen Gastfreund er ist. Die Frau theilt seine Gefühle, und er verräth das Vertrauen des Mannes, unter dessen Dach er weilt, dessen Brot er ißt. Er besudelt seine eigene Ehre, indem er den Mann um die Treue bestiehlt, welche die Gattin ihm schuldig ist, und er lohnt die ihm erwiesene Gastfreundschaft durch Schande! Es ist dies etwas, was alle Tage geschieht", fuhr St.-Sue in seinem leichtfertigen Tone fort, „und dessen wir uns alle mehr oder weniger schuldig machen; aber deswegen können wir nicht sagen, daß darin etwas Edles, Schönes und Poetisches liege, sondern es ist im Gegentheil etwas im höchsten Grade Verwerfliches, Strafbares und Erniedrigendes. Was will es sagen, wenn wir während des Rausches glauben, der Himmel sei blauer, der Mond heller und der Westwind lieblicher, sobald wir uns Handlungen gestatten, welche uns selbst vor unserm bessern Ich erniedrigen?"

„Und damit wollen wir schließen", sagte Estelle mit der Miene der Ermüdung. „Sie haben die Liebe auf so wenig poetische Weise verleumdet, daß das Thema dadurch langweilig geworden ist. Außerdem würde ich Ihnen auf Ihre Predigt geantwortet haben, daß ein starkes und mächtiges Gefühl hoch über den kleinlichen Begriffen der Vorurtheile steht, und nicht nach dem gewöhnlichen Maßstab beurtheilt werden kann. Die Allmacht der Liebe ist uns von Gott gegeben, und er hat gesagt: «Je mehr du liebst, desto richtiger hast du meine Absicht in Bezug auf dein Dasein aufgefaßt.»"

„Hat Gott das wirklich zu Ihnen gesagt, Gräfin?“ fragte St.-Sue in spöttischem Tone.

„Ja, Marquis, er hat es in mein Herz niedergeschrieben“, antwortete Estelle.

„Dann schweig' ich“, antwortete St.-Sue, sich verbeugend.

Es trat eine Pause ein. Wilhelm's Miene war gedankenvoll. Zum ersten mal dachte er daran, daß, wie man auch die Sache betrachten mochte, Estelle doch jedenfalls die Frau eines andern war, und Pflichten gegen den Mann hatte, dessen Namen sie trug.

Zu diesen Gedanken gesellten sich andere, noch weniger angenehme, und die Worte des Marquis hallten in seinem Innern wieder, als ob ein Echo sie darin wiederholte.

Nach einer kleinen Weile ward das Schweigen durch einige auf der Laute gegriffene Accorde unterbrochen, und dann sang Lucie mit schmeichelndem Ausdruck ein schalkhaftes Liedchen, in welchem zwei Liebende den Begriff von Mein und Dein erörterten.

Luciens Stimme war weder sonderlich umfangreich noch stark; wohl aber lag darin etwas, was zum Herzen ging und das Ohr bezauberte.

Gleich bei den ersten Tönen hatten Wilhelm's Augen sich auf die Sängerin geheftet. Er konnte den Blick nicht abwenden von diesen Zügen, welche einen so gefühlvollen Ausdruck angenommen, daß es war, als sähe man die starken, vollen Schläge des Herzens durch diese so weiße, so reine Haut hindurch.

„Wie schön sie ist!“ dachte er.

Der Gesang schwieg. Luciens Augen fielen auf Wilhelm, eine Secunde lang begegneten sie sich, und es ward ihm ganz wunderbar im Herzen.

Luciens Blick machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß es ihm vorkam, als ob die Erinnerung daran

unauslöschlich werden müßte. Weder Zeit noch Entfernung könnten dem entgegenwirken, glaubte er.

Wie ganz anders war das, was er empfand, wenn Estellens Feuerblick sich auf ihn heftete! Dieser setzte das Blut in Flammen und beschleunigte den Schlag der Pulse. Lucie dagegen erweckte ganz andere Gefühle von weit ernsterer Beschaffenheit.

Wilhelm kam es vor, als müßte der, welcher einmal von Lucie geliebt worden, sie unwillkürlich als etwas Höheres und Edleres anbeten. Estelle dagegen war geschaffen, um stürmische, aber vorübergehende Leidenschaften zu erwecken.

Wie Estelle der Gesang gefiel, möchte schwer zu bestimmen gewesen sein. Als er zu Ende war, erhob sie sich rasch und ging hinab auf die Terrasse. St.-Sue folgte ihr. Lucie und Wilhelm blieben allein.

„Warum haben Sie uns noch niemals vorher Ihren Gesang hören lassen?" fragte Wilhelm.

„Ach, ganz einfach deshalb, weil mich niemand dazu aufgefordert hat", antwortete Lucie lächelnd und wollte die Laute weglegen.

Wilhelm streckte die Hand aus und hinderte sie daran mit den Worten:

„Ich bitte, lassen Sie mich dieses Lied noch einmal hören."

„Heute Abend?"

„Ach ja, gleich jetzt."

Lucie lächelte.

„Brauchen Sie es wirklich noch einmal zu hören, um zu lernen?"

„Nicht lernen will ich es, ich will blos noch einmal die reizenden Worte und die herrliche Stimme hören."

Lucie sang das Lied nochmals.

Estelle blieb auf der Terrasse stehen und lauschte. Dann kehrte sie langsam zu den andern zurück. Mit

zerstreuter Miene hörte sie an, was St.-Sue sagte. Bei der letzten Strophe, welche Lucie sang, stand Estelle wieder auf der Veranda, aber ohne daß Wilhelm es bemerkte. Die Töne verhallten. Estelle wiederholte mit ihrer eigenen wunderbaren Stimme die Schlußworte des Liedes.

Wilhelm zuckte wie aus einem holden Traum erweckt zusammen, und blickte zu Estelle auf. Luciens Wangen färbten sich lilienbleich.

„Nun, Baron, wie gefällt Ihnen diese Definition von mein und dein?“ fragte Estelle und warf sich auf ein Sofa nieder.

„Sie gefällt mir sehr.“

„Mir auch. Die Idee ist sehr nett und hat das Verdienst, nicht in die gewöhnliche Form geschnürt zu sein.“

„Und gleichwol behandelt sie den gewöhnlichsten von allen Gegenständen“, meinte Wilhelm, der sich nun wieder innerhalb des Zauberkreises befand, den Estelle um sich zog.

„Sie meinen die Liebe“, entgegnete Estelle, indem sie sich in dem Sofa zurückwarf und Wilhelm ansah. „Von dieser kann man sagen: Ewig wechselnd und ewig einerlei.“

„Niemals einerlei“, fiel Wilhelm ein. „Es gibt wahrscheinlich nicht zwei Menschen, welche auf ein und dieselbe Weise lieben, und ebenso wenig können wir annehmen, daß wir in unserm Leben zweimal auf dieselbe Weise lieben können.“

„Wie, Baron, Sie nehmen also an, daß wir mehr als einmal lieben können?“ fragte Estelle mit blitzenden Augen.

„Ja, Madame, und dies wird auch durch die Erfahrung bewiesen“, entgegnete Wilhelm, indem er sie mit so frischem, heiterm Ausdruck ansah, daß sie ihn niemals

so schön gesehen zu haben glaubte. Dessenungeachtet war ihr Blick düster, als sie antwortete:

„Sie setzen also voraus, daß man das Wesen, welches man einmal geliebt, vergessen könne?"

„Nein, wohl aber setze ich voraus, daß, wenn das Schicksal die Liebenden so scheidet, daß Land und Meer zwischen ihnen liegen, sie dann beiderseitig einen Ersatz für das suchen können, was sie verloren haben."

„Und warum sollten Land und Meer sie scheiden?" fragte Estelle. „Sie, der Sie der Ansicht huldigen, daß wir den Gang der Ereignisse schaffen, Sie sollten weniger als irgendjemand davon sprechen, daß das Schicksal scheiden könne."

„Unter Schicksal verstehe ich hier die verschiedenen Umstände, in welchen die Liebenden infolge ihrer Charaktere sich befinden. Ich kann ja ein Weib lieben, anbeten und vergöttern, welches —"

„Sie gar nicht lieben sollten", fiel St.-Sue lachend ein. „Das wäre allerdings Ihre eigene Schuld, lieber Baron, und durchaus nicht die des Schicksals; darin haben Sie recht."

„Und dies beweist, wie unser Schicksal darin liegt, daß wir uns willenlos von dem Strom der Leidenschaft fortreißen lassen", sagte Lucie.

„Wol möglich, aber darin liegt auch unser Glück!" rief Estelle. „Mögen alle Qualen der Welt darauf folgen, dafern man nur im Stande ist, der Ewigkeit einen einzigen Augenblick des Glücks zu stehlen. Die Erinnerung daran wird dann das Unglück weniger hart erscheinen lassen und —"

„Uns dennoch ewiger Reue weihen", fiel Lucie ein. „Gestohlene Freuden sind keine echten Freuden. Unser Glück wird nicht auf den unhaltbaren Grund unserer Leidenschaften, sondern auf einem weit edlern erbaut. Wer auf Glückseligkeit hoffen will, muß im Stande sein, der Freude des Augenblicks zu entsagen."

„Entsagen!" wiederholte Estelle. „Dieses Wort kenne ich nicht, wohl aber kenne ich mein Herz als ein so reiches und so mächtiges, daß das Gefühl, welches es einmal erfüllen wird, hoch über alle diese kleinlichen Begriffe stehen wird, welche alles Große und Schöne in uns verstümmeln. Ich werde den Muth haben, zu lieben."

„Diesen Muth, Madame, besitzen wir wol alle", fiel Wilhelm ein. Lucie und alles außer Estelle war jetzt für ihn verschwunden.

„Nein, es gibt im Gegentheil sehr wenige, die ihn haben", antwortete Estelle.

„Ach, Madame, was wollen Sie damit sagen?" rief Wilhelm, der in Estellens Blick las, daß die Worte unmittelbar an ihn gerichtet waren.

Es kam ihm jetzt vor, als hätte er in diesem Augenblick gern sein Leben aufs Spiel gesetzt, um dadurch das Recht zu erkaufen, Estelle zu sagen, wie innig er sie liebte.

„Was ich damit sagen will?" wiederholte Estelle, indem sie gen Himmel blickte und mit träumerischem Ausdruck in Stimme und Blick fortfuhr: „Bedürfen meine Worte wirklich einer Erklärung? Ich setzte voraus, daß Sie ebenso wie ich einsähen, nur der habe den Muth zu lieben, der sich nicht kleinlichen Vorurtheilen opfert, sondern mit der Stärke seines Gefühls das Herz zu gewinnen sucht, welches ihm theuer ist. Feig ist dagegen der, welcher weiß, daß er liebt, und der dennoch von andern Gedanken und Eindrücken so beherrscht wird, daß er dadurch die Stimme des Herzens zum Schweigen bringen läßt. Wer dies thut, hat niemals verstanden, was Liebe ist, und verdient nicht, geliebt zu werden."

„Aber Madame, sind Sie da nicht zu streng?" fragte Wilhelm mit bewegter Stimme.

„Ich glaube es nicht. Wäre ich ein Mann und liebte ein Weib, dann versicherte ich mich ihres Herzens, oder — schösse mir eine Kugel durch den Kopf."

„Und als Weib, was würden Sie da thun?" fiel St.-Sue in spottendem ironischen Tone ein:

„Wenn ich liebte, so würde ich dann warten, bis der Mann, dem ich meine Liebe geschenkt, mir bewiesen hätte, daß die seinige ebenso stark sei als die meinige. Ich könnte ihm nicht die Zärtlichkeit bieten, welche vor allen Dingen verlangt, daß er derselben würdig sei. Ich hätte Anspruch darauf, daß er darum bäte. Die Almosen der Launen, lieber Marquis, sind das, was man wegwirft oder ausbietet; der wirkliche Schatz aber wird verborgen gehalten und kann nur gegen einen von gleichem Werthe ausgetauscht werden."

„Wie verschieden ist nicht die Auffassung eines und desselben Gegenstandes!" bemerkte Lucie. „Ich meinestheils glaube, daß die Liebe, welche ebenso viel fordert, im höchsten Grad egoistisch ist, und daß dagegen das Herz, welches, ohne an sich selbst zu denken, sein eigenes Glück opfert, seinem göttlichen Ideal näher kommt. Lieben heißt sein eigenes Ich vergessen und blos für das Herz und in dem Herzen leben, welches man lieb hat."

„Lucie, das verstehst du nicht", rief Estelle beinahe ungeduldig, „sonst würdest du nicht so reden. Wir lieben nicht als Engel, sondern als Menschen, und ich werde auch lieben, wie meine Menschennatur und mein Frauenherz es verlangt, das heißt, ich werde meine Liebe als etwas betrachten, was ich niemals verschenke, sondern nur austausche."

„Dann bist du in der Auffassung unseres schönsten Gefühls weiter nichts als Kaufmann", meinte Lucie.

„Mag sein. Dies beweist blos, daß ich den Werth dessen fühle, was mein Herz birgt. Liebte ich auch einen Mann bis zur Vergötterung, und wollte er nichts thun, um mich von seiner Liebe zu überzeugen, so würde ich sein Bild als eine meiner unwürdige Schwäche aus meinem Herzen reißen."

„Wenn aber dieser Mann dich nicht liebte?“ sagte Lucie.

„Würde wirklich ein Mann, den ich liebte, mich nicht lieben?“ fragte Estelle, indem sie Lucie ansah.

„Ebenso möglich wäre es Westindiens Boden seiner Glut zu berauben“, fiel Wilhelm in einem Tone ein, der nur allzu deutlich verrieth, was er dachte und fühlte.

In diesem Augenblick näherte sich Graf Estrier und brachte ein paar Gäste mit, einen Plantagenbesitzer und dessen Sohn, die seine Nachbarn waren.

Das Gespräch ward nun allgemeiner, und die beiden Fremden, ein paar Engländer, leiteten es auf das Gebiet der Politik über.

Estelle betheiligte sich dabei wenig oder gar nicht. Während des Souper sagte Wilhelm, der, auf den Arm des Marquis gestützt, diesen Abend zum ersten mal im Speisesaal erschienen war, zu Estelle, während diese ihm vorlegte:

„Madame, Sie waren heute sehr streng.“

„Ich!“ rief Estelle, indem sie ihn mit bezauberndem Lächeln ansah.

„Ja, Sie haben den Stab über mich gebrochen, und dennoch, wie ungerecht!“ antwortete Wilhelm. „Wann und wo werde ich Gelegenheit erhalten, Ihnen zu beweisen, daß Sie mir unrecht gethan haben?“

Estelle sah ihn schweigend an.

Wilhelm's Phantasie war durch das Gespräch erhitzt und machte ihn kühn. Estelle hatte durch ihre gleichzeitig stolzen und glühenden Worte sein Gefühl so gesteigert, daß er in diesem Augenblick nur eins vor sich sah, nämlich daß er ihr um jeden Preis beweisen müsse, er habe den Muth zu lieben, welchen sie forderte.

„Schenken Sie mir einen, wenn auch noch so kurzen und flüchtigen Augenblick, um mit Ihnen aus der Tiefe meines Herzens sprechen zu können“, flüsterte er.

„Und wenn ich Ihre Bitte bewilligte, was dann? Dieselbe ist ja durch meine Worte hervorgerufen worden und durchaus nicht aus Ihrem eigenen Herzen entsprungen.“

„Ach, Madame, das denken Sie nicht. Sie wissen das Gegentheil. Ihre Worte haben mir blos den Muth eingeflößt, mit einer Bitte hervorzutreten, die ich nicht früher an Sie zu stellen wagte.“

„Und was lag wol in meinen Worten, was —“

„Estelle, Mr. H. spricht mit dir!“ sagte Lucie, indem sie auf die beiden zukam.

„Ich werde diese Lucie noch förmlich verabscheuen lernen“, dachte Estelle, während sie sich nach dem Engländer herumdrehte.

Als man sich trennte, um sich zur Ruhe zu begeben und einander Gute Nacht wünschte, flüsterte Wilhelm der Gräfin zu:

„Werden Sie mich von sich gehen lassen, ohne meine Bitte erhört zu haben?“

„Nein, treffen Sie mich morgen nach dem Frühstück in dem Salon“, antwortete Estelle mit unsicherer Stimme.

Als sie einige Augenblicke später sich in ihrem Schlafzimmer allein sah, rief sie mit wilder Freude:

„Endlich wird er mir sagen, wie innig ich geliebt werde!“

Achtes Kapitel.

Als Wilhelm sich von Estelle getrennt hatte und in sein Zimmer kam, traf er Nizama hier. Sie reichte ihm ein kleines zusammengewickeltes Papier mit den Worten:

„Das Fräulein läßt durch mich um Antwort bitten."

„Das Fräulein!" wiederholte Wilhelm und wickelte das Billet auf. Luciens schönes, edles Bild trat lebhaft vor seine Seele.

Das Billet enthielt blos folgende Worte:

„Lucie von Outrouville wünscht morgen früh ganz zeitig, ehe man noch in Mazulip rege geworden ist, mit dem Baron Stjernkrona zu sprechen. Sie erwartet ihn auf dem Balcon linker Hand."

„Empfiehl mich dem Fräulein und sage, daß ich ihrem Rufe gehorchen würde", sagte Wilhelm.

Als unser Held allein war, warf er sich auf einen Divan, und die wechselvollsten Gedanken und Gefühle erfüllten seine Seele.

In der einen Minute schlug ihm das Herz vor stürmischem Entzücken bei dem Gedanken an die bevorstehende Zusammenkunft mit Estelle, in der andern ergriff

wieder ein eigenthümliches, ernstes und beinahe heiliges Gefühl sein Herz, wenn er an Lucie und die Zusammenkunft dachte, welche sie von ihm begehrte. Eine reine, wahre Freude erfüllte dann sein Inneres. Es kam ihm vor, als ob sie seinem Herzen unbeschreiblich theuer wäre; im Augenblick darauf aber war der Gedanke an sie verschwunden, und Estelle beherrschte wieder seine Einbildungskraft.

Nachdem Wilhelm sich lange den ungleichen Eindrücken hingegeben, welche diese zwei so verschiedenen Frauen auf ihn ausübten, schüttelte er sein schönes Haupt, um sich von dem Gaukelspiel zn befreien, in welchem sein Gefühl und seine Phantasie sich ergingen.

„Bei Gott, es ist mir, als liebte ich beide, obschon auf verschiedene Weise“, rief er bei sich selbst. Dann fuhr er sich mit beiden Händen über die Stirn und sagte: „Wenn dem so wäre, dann hätte ich mich ja gänzlich von der Allmacht der Leidenschaft hinreißen lassen. Aber nein, dem kann nicht so sein. Nur Estelle liebe ich! Lucie ist schön, Lucie ist liebenswürdig; aber es ist nur ein höherer Grad von Achtung und Bewunderung, welcher Gedanken und Phantasie an sie fesselt. Neben Estelle verschwindet sie gänzlich. Dann vergißt man, daß sie überhaupt existirt. Man lebt und athmet nur für Estelle, diese entzückende Vereinigung von allem, was Herz und Verstand gefangen nehmen kann. O, Estelle, wie innig liebe ich dich und bete dich an!“

Während er dies noch dachte, stahl sich wieder Luciens Bild zwischen ihn und Estelle. Er fühlte sich gewissermaßen unmuthig darüber, und um der Doppelgängerin seiner Phantasie zu entrinnen, suchte er Zuflucht in den Armen des Schlafs.

Die gefiederten Sänger der Luft stimmten ihren Chor an, um den Tag zu begrüßen, und die Morgensonne warf ihre goldene Flut über Mazulip, als Wilhelm

mit langsamem Schritte sich nach den Balcon linker Hand begab.

Alles schlief noch in der prachtvollen Wohnung. Nur einige Sklavinnen waren auf den Füßen, um in dieser Heimat des Luxus und der Verweichlichung die für den Tag nöthige Ordnung im Innern und Aeußern herzustellen.

Der linke Balcon befand sich auf der dem Meer zugewendeten Seite und ward von den Bewohnern Mazulips des Morgens und Vormittags niemals besucht. Wahrscheinlich hatte Lucie ihn ebendeshalb zum Ort ihres Stelldichein gewählt. Man trat auf diesen Balcon durch eine Galerie heraus, die ebenfalls nicht häufig besucht ward.

Als Wilhelm auf dem Balcon erschien, traf er Lucien schon hier an. Sie war ungewöhnlich bleich, ihre ganze Erscheinung aber verrieth eine Ruhe, wie ein fester Entschluß sie dem Menschen verleiht, welcher weiß, daß die Beweggründe, die diesem Entschluß zu Grunde liegen, gut und edel sind; Ihr Lächeln war sanft und ernst, als sie Wilhelm begrüßte, und er sah sofort ein, daß, was auch zwischen ihnen zur Verhandlung kommen möchte, der Gegenstand derselben doch für seine Eigenliebe nichts Schmeichelhaftes in sich schließen würde.

Wilhelm war, wie der Leser längst bemerkt haben wird, kein Heiliger, und hatte deshalb sich mit einem hohen Grad von Neugier und unter allerlei kühnen Hoffnungen nach dem bezeichneten Orte begeben. Lucie war Französin, und Wilhelm hatte von den Französinnen viel gelesen, was ihn bewog zu glauben, er werde nun Gelegenheit erhalten, die Wahrheit dessen, was er gelesen, selbst zu erfahren.

Das Gerücht ist, wie ein Schriftsteller sehr richtig bemerkt, nur da, um das Urtheil irre zu leiten, und dies sollte auch Wilhelm während seines Gesprächs mit Lucie erfahren. Die junge Französin sollte ihm ein Beispiel

von so hohem Seelenadel und so erhabener Denkweise geben, daß er vor ihr die Kleinlichkeit der seinigen fühlen lernte.

Da der erste Blick, welchen Wilhelm auf Lucie warf, ihm sagte, es werde etwas sehr Ernstes zur Besprechung kommen, so dachte er: „Will sie wieder als Wächterin von Estellens Herz auftreten? In diesem Fall ist es zu spät, und nichts kann mich vermögen, auf das zu verzichten, was ich schon besitze; nicht einmal Lucie!"

Nach dieser Wendung in Wilhelm's Gedanken erwartete er einige Redensarten, wie daß es ihm sonderbar vorkommen müsse u. s. w., u. s. w., daß Lucie diese Zukunft verlangt habe; aber er irrte sich. Von allem, was er zu hören glaubte, kam nicht ein einziges Wort zum Vorschein. Das erste, was Lucie sagte, war von der Art, daß Wilhelm eine lange Weile dastand wie versteinert. Dann hörte er der Fortsetzung mit einem Gefühl von so tiefer Bewunderung zu, daß er sich der Sprechenden zu Füßen geworfen und ihr alles, was er empfand, gestanden haben würde, wenn nicht die Ehrerbietung ihn an seinen Platz gefesselt hätte.

Eine Stunde später kehrte Wilhelm auf sein Zimmer zurück. Sein lebhaftes energisches Antlitz trug die Spuren einer starken Gemüthsbewegung. Um die sonst lächelnden Lippen legte sich ein Zug von Wehmuth.

Neuntes Kapitel.

Beim Frühstück waren alle versammelt; der Graf schweigsam und theilnahmlos wie gewöhnlich mit seiner trägen, halbschläfrigen Miene, Estelle lächelnd und bezaubernder als je, St.-Sue scherzend und unnachahmlich. Wilhelm, der für niemand Auge oder Sinn hätte haben sollen, als für Estelle, wich derselben aus und schien so in Gedanken versunken zu sein, daß er einigemal auf die Fragen, welche Estelle an ihn stellte, ganz verkehrte Antworten gab. Einmal heftete er die Blicke auf Lucie, und es lag dann in ihrem Ausdruck etwas, was, wenn Estelle es bemerkt hätte, in ihrer Seele Eifersucht und Wuth erweckt haben würde.

Luciens Wesen hatte etwas gleichzeitig Schüchternes und beinahe Zitterndes. Sie nahm nicht an dem Gespräch theil, sondern suchte sich vielmehr den Blicken aller zu entziehen. St.-Sue warf dann und wann einen spähenden Blick bald auf Wilhelm, bald auf Lucie. Er suchte zu errathen, was vorgegangen sei, und dachte dabei:

„Irgendetwas ist zwischen Lucie und Stjernkrona geschehen; aber was? Das kann ich nicht ergründen.

Etwas sehr Eigenthümliches muß es gewesen sein, denn mein junger Freund ist dem Zauber, den Estelle bisjetzt auf ihn ausübte, gänzlich entrückt. Lucie ihrerseits sieht aus als ob sie gleichzeitig glücklich und unglücklich wäre. Was soll das alles bedeuten? Indessen, es lohnt nicht der Mühe, darüber nachzugrübeln, doch wird es nicht lange dauern, so habe ich den rechten Zusammenhang errathen."

Hätte man der Richtung der halbgeschlossenen Augen des Grafen folgen können, so würde man gefunden haben, daß sie mit forschendem Ausdruck auf Lucie und Wilhelm gerichtet waren.

Nach dem Frühstück entfernte sich der Graf sofort, und Estelle sagte mit ihrem verführerischen Lächeln:

„Marquis, Sie haben wol die Güte, Lucie hinauf in die Bibliothek zu begleiten und ihr dort bei den Kupferstichwerken zu helfen, welche sie sich vorgenommen hat, selbst zu ordnen, und Sie, Baron", setzte sie zu Wilhelm gewendet hinzu, „müssen sich mit meiner Gesellschaft begnügen."

Sie nickte St.-Sue und Lucie zu, und ging dann in den großen Salon, der in der Mitte des Hauses lag, und wo eine angenehme Kühle herrschte.

Wilhelm folgte ihr mit jener Langsamkeit in seinen Bewegungen, welche er noch nicht abzulegen vermochte, und welche deutlich bewies, daß seine Wunde noch lange nicht vollständig geheilt war.

„Soll ich bei Ihnen bleiben oder bei jenen?" fragte St.-Sue, indem er sich in gedämpftem Tone an Lucie wendete.

„Bei mir", antwortete sie lächelnd.

„Wie wird es aber da mit dem Auftrag, den Sie mir ertheilt haben?"

„Er ist nun überflüssig", sagte Lucie. „Er wird der Gattin meines Bruders niemals seine Liebe erklären."

„Ihren Arm, Marquis."

„Und dies sagen Sie in vollem Ernst?“

„Ja.“

„Sie halten ihn also für sehr stark?“

„Ich halte ihn für einen ehrlichen Mann, weiter nichts. Das Uebrige überlasse ich dem Schicksal.“

„Das soll heißen seinem Charakter. Dann fürchte ich, daß Sie «das Uebrige» auf einen unsichern Wurf setzen; denn wenn die Leidenschaft spricht, dann verleugnet der Mensch sehr oft sowol Vernunft als Ehre.“

„Wol möglich! Ich habe aber von einem großen Denker etwas gelesen, was hier angewendet werden kann, nämlich daß ein lebhaftes und heftiges Gefühl nur von einem tiefern und stärkern beherrscht oder verdrängt werden kann. Mein Sieg beruht vollständig auf dieser Wahrheit.“

„Hoffen Sie vielleicht, daß die kalte Achtung vor den Pflichten, welche Frau von Estrier ihrem Gatten schuldig ist, auf einen einundzwanzigjährigen excentrischen Mann die Wirkung ausübe, daß er dafür Gefühle, wie diese Frau sie erweckt hat, zum Opfer bringe?“

„Wer spricht von Achtung? Ich wenigstens nicht; doch lassen wir dies. Später einmal werde ich Ihnen vielleicht den Namen des Talismans, welcher jetzt Ihren Freund schützt, anvertrauen; in diesem Augenblick aber nicht, und deshalb wollen wir von etwas anderm sprechen.“

Zehntes Kapitel.

Als Estelle und Wilhelm miteinander allein waren, sagte letzterer in ernstem Tone:

„Madame, als ich gestern so inständig um diese Unterredung bat, waren meine Gefühle in so heftigem Aufruhr, daß ich nicht recht wußte, was ich that. Nacht und Nachdenken haben ihre kühlenden Hände auf mein Herz gelegt, und ich muß jetzt um Verzeihung für das bitten was ich verbrochen, als ich meine Blicke und Wünsche auch nur einen Augenblick lang zu Ihnen zu erheben wagte."

Wilhelm hatte, während er sprach, mit festem Blick die kleine bezaubernde Sirene betrachtet, welche sich auf ein Sofa geworfen, den Kopf auf die Hand stützte und die großen wunderbaren Augen auf ihn heftete. Welcher Willensanstrengung sie bedurfte, um eine scheinbare Ruhe zu bewahren, war in dem heftigen Farbenwechsel ihres Gesichts zu sehen.

Estelle besaß eine sehr feine und scharfe Auffassungsgabe. Sie verstand sogleich, daß irgendetwas oder irgendjemand diese Veränderung in Wilhelm bewirkt habe, und war sofort mit sich über die Rolle einig, welche sie für den

Augenblick spielen müßte. Estelle besaß große Aehnlichkeit mit der Katze, das heißt, sie konnte unter der Maske der Gleichgültigkeit ihre eigenen Gefühle verbergen und den Bewegungen dessen folgen, den sie besiegen wollte. Ebenso wie die Katze während dieses Lauerns ihre Raublust vollkommen zu beherrschen vermag, ebenso konnte Estelle, wenn sie ein Ziel zu erreichen wünschte, alle Ausbrüche von Leidenschaft, wie wild auch ihr Blut kochte, zurückdrängen.

Mit sanftem Lächeln antwortete sie jedoch sogleich:

„Ich weiß in der That nicht, weshalb Sie mich jetzt um Verzeihung bitten. Sie haben ganz ungezwungen aus der Tiefe Ihres Herzens mit mir zu sprechen gewünscht, wie Sie sagten. Ich habe Ihnen diese Unterredung bewilligt, und darin liegt ja nichts Unrechtes, besonders da Ihr Wunsch durch meine Worte hervorgerufen worden ist", sagte Estelle, indem sie ihm die Hand reichte und dann lachend hinzusetzte: „Ich erlaube Ihnen somit, zu sagen, was Sie zu sagen beabsichtigen, und danke Ihnen, daß Sie mir die Mühe erspart haben, es zu thun, nachdem Sie etwas gesagt, was Sie schon bereuen, gedacht zu haben."

Wilhelm ergriff die kleine Hand und küßte dieselbe, indem er mit Anstrengung sagte:

„In diesem Augenblick, Madame, danke ich meinem guten Engel, der mich abgehalten hat, Ihre Achtung und Freundschaft so leichtsinnig aufs Spiel zu setzen."

„Meine Freundschaft!" wiederholte Estelle und entzog ihm ihre Hand. Ihre dunkeln Augen wurden noch dunkler, und sie warf mit stolzer Bewegung den Kopf zurück. „Wer hat gesagt, daß ich Freundschaft für Sie hege?"

„Ihre Güte, Madame", fiel Wilhelm lebhaft ein.

„Dann hat diese Sie irre geleitet. Ich habe niemals für irgendein lebendes Wesen Freundschaft gefühlt, denn

die Freundschaft ist das Alter des Herzens. Das meinige ist noch zu jung, um ergraute Eindrücke zu hegen."

„Wie soll ich aber dann das Wohlwollen nennen, welches Sie mir geschenkt?" fragte Wilhelm, und fühlte sich wieder von der Gewalt ergriffen, welche Estelle auf ihn ausübte.

Estelle hielt ihren Blick nicht mehr auf den jungen Mann geheftet; sie hörte aber an seiner Stimme, daß ihr Einfluß wieder seine Macht über ihn gewonnen.

„Bedarf es wirklich eines andern Namens als Wohlwollen?" fragte Estelle. „Meine Theilnahme hat allerdings ein anderes Gepräge als die anderer Menschen, weil ich nicht so fühle wie diese; aber dadurch wird die Natur des Gefühls nicht geändert. Bei mir finden Sie nicht die geistige Erlahmung der Gedanken, Gefühle und Eindrücke, welche die Ihrigen kennzeichnet. Wenn ich Theilnahme schenke, so geschieht es von ganzer Seele, und sollte ich einmal Liebe schenken, dann —"

Estelle fuhr sich mit der Hand über die Stirn und schwieg.

„Nun dann!" wiederholte Wilhelm mit bewegter Stimme.

„Ach, mein Herr!" rief Estelle und schüttelte ihr schönes Haupt, „zu Ihnen werde ich nicht sagen, wie ich dann handeln werde. Nein, ich werde es nur dem Manne sagen, der mich liebt und der von mir geliebt wird."

„Und dieser müßte ein Gott sein, um sein Glück zu verdienen!" fiel Wilhelm von dem Augenblick beherrscht ein.

„Sie wissen, daß ich große Ansprüche mache", fuhr Estelle fort, ohne auf das Acht zu geben, was er sagte, „und der, welchem ich mein Herz schenke, muß in seinem Innern reicher sein als andere Männer. Sicherlich werde ich niemals das Ideal, welches ich mir geträumt,

verwirklicht finden, und ich werde vielleicht sterben, ohne zu lernen was Liebe ist."

Es trat ein Schweigen ein, welches mehrere Secunden dauerte. Wilhelm's Brust hob sich unruhig. Es fand ein kurzer und heftiger Kampf in derselben statt. Als derselbe ausgekämpft war, sagte der junge Mann:

„Es gibt wol keinen Menschen, der nicht erführe, was Liebe ist. Gleichwol scheint es bei gewissen Menschen, als ob sie nur mit den Leiden und Entbehrungen derselben Bekanntschaft machen sollten. Man kann lieben bis zur Vergötterung; aber Ehre und Pflicht können sich gegen diese Liebe erheben, und der Schmerz ist dann die einzige Frucht, welche man erntet."

„Können Pflicht und Ehre das Herz besiegen?" fragte Estelle.

„Madame, diese Frage wird Ihnen Ihr eigenes Innere am besten beantworten. Reue ist wol der bitterste Schmerz, den wir empfinden können, und es gibt vielleicht nur wenige, die sich den Gewinn des Glücks auf Kosten ihrer Gewissensruhe erkaufen möchen."

„Es ist blos eins von zweien möglich: entweder verstehe *ich* nicht, was Liebe ist, oder Sie verstehen es nicht; so verschieden ist unsere Auffassung davon. Wenn man liebt, vergißt man alles andere."

„Sie sprechen von der Leidenschaft, nicht von der Liebe."

„Diese Definition versteh' ich nicht. Haben *Sie* *geliebt*? Wissen Sie, was Liebe ist, da Sie so sprechen, wie Sie jetzt thun?" fragte Estelle und sah ihn an.

„Ja, Madame, *heute* weiß ich es. Gestern noch verstand ich nur die Gewalt der Leidenschaft."

Wilhelm sagte dies mit so ernster Miene, daß Estelle einige Augenblicke lang schweigend dasaß. Dann sagte sie langsam:



„Und unter dem Einfluß dieser letztern verlangten Sie wol mit mir aus der Tiefe Ihres Herzens zu sprechen?“

„Ja, Madame. Der Einfluß der Liebe ist jetzt der Grund, daß ich schweige.“

Wilhelm erhob sich und trat ans Fenster. Er fühlte, daß die Gefahr mit jedem Augenblick größer ward.

Estellens Augen folgten ihm. Ihr ganzes Wesen verrieth einige Minuten lang die heftigste Leidenschaft. Sie öffnete die Lippen, um zu sprechen, schloß sie aber wieder, und drückte die Hand auf die Brust. Dann sprang sie von dem Sofa auf, und trat neben Wilhelm. Sie legte die Hand auf seinen Arm und flüsterte:

„Einmal werden Sie vielleicht verstehen, daß der, welcher vor der Stärke seiner eigenen Gefühle zurückbebt, niemals verdient hat, geliebt zu werden. Dann aber wird es zu spät sein. Was Sie dann geerntet haben, ist — Reue. Wenn der Kummer über das, was Sie verloren haben, Sie schmerzt und foltert, dann können Sie allerdings sagen: «Ich habe mein Unglück selbst geschaffen»; aber das wird ein sehr leidiger Trost sein.“

Wilhelm ergriff lebhaft Estellens beide Hände, ließ sie aber sogleich wieder los, und wendete sich mit den Worten ab:

„Dies wird immer noch besser sein, als wenn ich mir mit Erröthen gestehen müßte, ein Glück gestohlen zu haben, welches einem andern gehörte. Ach, Madame, das Weib, welches ein Mann von ganzer Seele lieben können soll, muß frei sein und das Recht haben, sich ihm zu schenken.“

Wilhelm verließ das Zimmer und Estelle, welche unbeweglich stehen blieb.

„Sie muß frei sein und das Recht haben, sich ihm zu schenken“, dachte sie. Dann warf sie sich auf ein Sofa nieder und rief, mit gewaltsamem Schmerz und die Hände ringend: „Ich muß und werde wissen, ob ich

seine Liebe besitze, müßte ich auch ihn und mich unter dem Lavastrom meiner Gefühle begraben! Wie verändert war er, und ich, ich träumte mich so glücklich! Wenn er mich nicht liebte! Wenn alles, was mich zu diesem Glauben bewogen, nur Irrthum und Täuschung gewesen wäre!"

Bei diesem Gedanken ließ Estelle einen halb unterdrückten Schmerzensschrei hören.

„O, mein Gott, dann würde ich ja ein Dämon!" murmelte sie, und fuhr sich mit den Händen durch das schwarze, wogende Haar.

In diesem Augenblick sah sie auf.

Vor ihr, die Arme über der Brust gekreuzt, stand Graf von Estrier. Seine Augen waren jetzt nicht halb geschlossen, sondern ruhten mit einem glänzenden Ausdruck auf Estelle, und seine Lippen umspielte ein Lächeln, bei dessen Anblick sie schauderte.

„Sind Sie krank, Madame?" fragte er.

„Ich fühle mich allerdings nicht wohl", antwortete Estelle, und erhob sich.

„Aber es hat doch keine Gefahr?"

Der Graf schloß, indem er dies sagte, die Augen, nahm neben Estelle Platz und setzte hinzu:

„Wir werden heute Abend einige Gäste hier haben, und Ihr Unwohlsein wird Sie sicherlich nicht abhalten, liebenswürdig zu sein."

„Wenigstens werde ich dies in ebenso hohem Grade sein als Sie", antwortete Estelle und erhob sich.

„Bleiben Sie, Estelle", sagte der Graf, und ergriff sie beim Arme. „Wie gefällt Ihnen der junge Schwede?"

„Warum fragen Sie dies?"

Estelle sah ihn an, denn sie war ganz überrascht, daß er so viele Worte sprach. Sie konnte sich nicht erinnern, daß er während ihres ganzen Ehestandes mehr als zweimal so mittheilsam gewesen wäre. Das eine mal

war, als ihre Günstlingin, die Sklavin, gestorben war und der Graf sie davon unterrichtet hatte; das andere mal, als der Herzog von X.. eines so plötzlichen Todes verstarb.

„Wenn Sie mir meine Frage erst beantwortet haben werden, dann werde ich Ihnen auch sagen, weshalb ich dieselbe gestellt."

„Wohlan, ja, der Baron gefällt mir."

Estelle betrachtete das bronzene Gesicht ihres Gatten, welches wieder ebenso seelenlos war als gewöhnlich.

„Sehr?"

„Ja, sehr."

„Dann werden Sie ganz gewiß mit Vergnügen sehen, daß er sich immer näher mit Lucie befreundet", sagte der Graf, indem er sich erhob und in schleppendem Tone hinzusetzte: „Wie, Madame, Ihre Hand zittert! Sie sind sehr unwohl, und ich will Ihnen nicht lange beschwerlich fallen, sonst hätte ich die Absicht gehabt, Ihnen etwas zu sagen, was —"

„Ein Unglück verkündet", fiel Estelle ein. „Sie sprechen nur dann, wenn Ihre Worte Schmerz zufügen können."

„Nun, in diesem Falle thue ich ja recht daran, wenn ich schweige, selbst wenn es sich um den Schweden handelt."

„Was wissen Sie von ihm?" rief Estelle.

„Nichts, ausgenommen, daß er heute früh eine längere Unterredung mit Lucie hatte; doch dies kann Sie weiter nicht interessiren."

Der Graf öffnete seine Augen ein wenig. Estelle faßte ihn heftig am Arme und rief:

„Sind Sie dessen, was Sie sagen, auch gewiß?"

„Sonst würde ich es nicht sagen."

Sie ließ seinen Arm los, und warf sich in einen Lehnstuhl. Der Graf zog die Klingel. Nizama erschien, und der Graf sagte zu ihr:

„Ein Glas Zuckerwasser für Madame!“

Dann verließ er das Zimmer.

„O, nun verstehe ich alles!“ rief Estelle. „Sie, sie ist es, die ihn verändert hat. Jetzt ebenso, wie in Brest, will sie zwischen mich und seine Liebe treten; aber dazu ist ihre Macht zu gering.“

Elftes Kapitel.

Mit der bei lebhaften Gemüthern so raschen Abwechselung von Ideen und Vorstellungen hatte Estelle den Gedanken festgehalten, daß Lucie mit ihren Klostergrundsätzen auf Wilhelm einzuwirken gesucht habe. In demselben Augenblick, wo dieser Gedanke in ihr Wurzel schlug, erwachte auch der frühere Glaube an ihren eigenen Sieg. Wäre Estellens eigenes Gefühl weniger gewaltsam gewesen, so wäre ihr dieser vielleicht auch geglückt; so aber besaßen die Leidenschaften zu große Macht über den Verstand, und sie hatte nicht mehr Kraft genug, um nach einem bestimmten Plan zu handeln.

Eins war ihr klar, nämlich daß sie, und müßte sie auch alles und alle ins Verderben stürzen, das Geständniß dessen erzwingen müsse, was Wilhelm's ganzes Benehmen zu erkennen gegeben, um dadurch zugleich jene elenden Vorurtheile zu zermalmen, wie sie Luciens moralische Begriffe nannte.

Estelle bezweifelte ihren Sieg keinen Augenblick lang, denn sie kannte die Macht, welche sie ausübte, nur zu wohl.

Wilhelm's plötzliche Entfernung bewies übrigens, wie wenig er jetzt an die Stärke seiner Vorsätze glaubte.

Trotz alledem verging eine Woche nach der andern, ohne daß Wilhelm seine Gefühle in Worte kleidete. Er saß nicht mehr träumend da, und betrachtete Estelle, und ebenso wenig gab er der Unterredung jenes weiche Gepräge wie früher, wo in jedem Worte ein Doppelsinn lag. Nein, er schien von dem Zauber, welchen Estelle auf seine Seele ausgeübt, erlöst zu sein.

Allerdings geschah es zuweilen, daß er sich demselben noch jetzt überließ; aber dann geschah es ganz freiwillig und mit übermüthigem Leichtsinn, als ob er es sich zum Vergnügen machte, seine Phantasie und seinen Verstand von dem Reiz des Augenblicks gefangen nehmen zu lassen.

In diesen Augenblicken sah es wirklich aus, als wäre sein Gefühl für Estelle dasselbe und noch ebenso heftig und glühend, wie vor der Unterredung mit Lucie; aber es war, wenn dieser Ausdruck gestattet ist, nur der Schatten von dem, was es früher gewesen.

Mit seinen täglich mehr und mehr zurückkehrenden Kräften ward auch sein Gemüth frischer, sein Sinn froher und freier.

Estelle, welche dunkel fühlte, daß Wilhelm nicht mehr derselbe war, bewachte mit den Argusaugen der Eifersucht nicht blos ihn, sondern auch Lucie, aber vergebens.

Kein Blick, keine Miene und keine Bewegung verrieth ein lebhafteres Interesse. Im Gegentheil, beide wichen einander aus, und zwar mit einer Sorgfalt, welche deutlich bewies, daß sie keine Annäherung wünschten.

Eins aber entdeckte Estelle doch, nämlich, daß wenn Wilhelm eintrat, Lucie allemal die Farbe wechselte, und daß er sich stets heiterer und ungezwungener zeigte, wenn sie nicht zugegen war. Dies war etwas, was in Estellens Herz unaufhörlich einen stillen und heimlichen Argwohn nährte.

Vermuthlich geschah es, um Lucie leichter auszuspioniren, daß Estelle ihr nichts von dem sagte, was Graf

von Estrier ihr in Bezug auf Wilhelm's und Luciens Unterredung mitgetheilt hatte.

Genug, die Zeit verging, und es dauerte nicht lange, so waren die vier Wochen, welche der Graf von Estrier seiner Schwester gegeben, um sich Wilhelm's Liebe zu erringen, verstrichen. Nur noch wenig Tage waren übrig.

Eines Morgens, lächelnd und schön wie unsere goldenen Hoffnungen, wandelte Lucie die Terrasse hinab, und lenkte ihre Schritte nach einer Art Pavillon auf der andern Seite des Gartens. Man nannte diesen Pavillon gewöhnlich den Japanischen Tempel.

Sie ging langsam und mit zögernden Schritten. Von Zeit zu Zeit blieb sie stehen. Man sah deutlich, daß ihr Inneres sich in aufgeregtem Zustand befand, und daß ihre ganze Seele von der Unruhe der Ungewißheit beherrscht ward.

Sich am Rande des Ganges hinschleichend und in dem hohen Grase weiterkriechend, folgte ihr in einiger Entfernung Estellens schwarze Zofe.

Als Lucie den sogenannten Tempel erreicht hatte und die wenigen in einen achteckigen Salon hinaufführenden Stufen erstieg, ging sie etwas rascher; blieb aber gleichwol auf der Schwelle stehen, als sie Wilhelm im Vordergrunde des Zimmers stehen sah.

Bei Luciens Anblick eilte unser Held ihr entgegen, und rief lebhaft:

„Erschreckt Sie meine Nähe? Sie hätten gleichwol sicher darauf rechnen können, mich hier zu finden."

Er ergriff sie bei der Hand und führte sie nach einem der Sofas, indem er mit Wärme hinzusetzte:

„Haben Sie während der vergangenen drei Wochen, die zwischen dieser und unserer frühern Unterredung liegen, ein einziges mal gezweifelt? Nein, ganz gewiß haben Sie dies nicht gekonnt."

. . . .

Während Wilhelm und Lucie miteinander sprechen, wollen wir sehen, was aus der schwarzen Spionin geworden ist.

Sobald Lucie in den Tempel getreten war, schlich sich die Negerin an eins der tief herabgehenden Fenster und warf, verdeckt von den grünen, halbgeöffneten Jalousien, einen spähenden Blick in das achteckige Zimmer, wo sie Wilhelm und Lucie nebeneinander sitzen sah. Bei diesem Anblick schlich sie sofort wieder davon, und eilte mit geflügelten Schritten nach dem Wohnhause.

Einige Minuten später stand sie vor Estelle, welche noch nicht aufgestanden war.

„Das Fräulein und der schwedische Herr haben eine Zusammenkunft in dem Japanischen Tempel", rief sie hastig.

Estelle sprang sofort aus dem Bett, warf sich in die Kleider, und eilte dann durch den Garten nach dem bezeichneten Platz.

Ihr Blut kochte, ihre Pulse flogen, und die stürmischen Schläge ihres Herzens drohten die Brust zu sprengen. Eine ganze Hölle von Martern tobte in ihr.

Bei dem Tempel angelangt, schlich sie sich bis an eins der Fenster, welches offen stand, und von den grünen Jalousien verborgen, blieb sie stehen, um zu horchen. Der Ton von Wilhelm's Stimme traf ihr Ohr.

„Ich liebe Sie, Lucie", sagte Wilhelm in jenem Tone, den Estelle sich so oft geträumt, aber noch niemals gehört." „Wie hoch und heilig ich Sie liebe", fuhr er fort, „können Sie daraus ersehen, daß die Liebe zu Ihnen stärker gewesen ist, als meine alles verzehrende Leidenschaft für Estelle. Für ein Lächeln von ihr hätte ich Leben und Blut opfern können, und nun — nun — opfere ich dies für einen Blick von Ihnen."

Weiter hörte Estelle nichts. Es schwindelte ihr vor den Augen, es brauste ihr vor den Ohren, und gern hätte sie durch einen furchtbaren Angstschrei der Ver-

zweiflung, welche ihr Herz ergriff, Luft gemacht. Sie sank auf die Knie nieder, und grub sich die Nägel ins Fleisch, um durch den äußern Schmerz die Wuth und Qual der Eifersucht zu betäuben, von der sie überwältigt ward. Mitten unter dem wilden Orkan von Höllenqualen, der in ihr tobte, schlug eine Stimme an ihr Ohr und rief:

„Komm, folge mir!“

Sie blickte erschrocken auf. Graf Estrier stand vor ihr.

Bei seinem Anblick zuckte ein Blitz aus Estellens Augen, und eine Stimme wiederholte in ihrem Innern jene so oft wiederklingenden Worte, welche Wilhelm gesprochen: „Das Weib, welches ein Mann von seiner ganzen Seele lieben soll, muß frei sein und das Recht haben, sich ihm zu schenken.“

Ohne das mindeste Geräusch erhob sich Estelle, und nahm schweigend den Arm, welchen der Graf ihr bot.

Beim Frühstückstische erzählte der Hofmeister, der Graf und seine Gemahlin seien fortgefahren, und würden erst spät am Abend wieder zurückkommen.

Am nächstfolgenden Morgen, während Wilhelm noch in tiefen Schlaf versunken lag, kam Nizama zu ihm ins Zimmer gestürzt, und rief mit wildem Schmerz:

„Das Fräulein ist verschwunden, und der Graf diese Nacht vom Schlage getroffen worden!“

Die Bestürzung, welche diese Mittheilungen hervorriefen, kann man sich leicht vorstellen.

Estelle war von dem plötzlichen Tod ihres Gatten tief erschüttert, noch tiefer aber von Luciens Verschwinden. Von Angst und Verzweiflung gefoltert, schickte sie nach allen Seiten hin Boten aus, um Lucie einzuholen,

oder wenigstens eine Spur von dem Wege zu finden, den sie eingeschlagen. Alle Nachforschungen aber blieben fruchtlos, und Estellens Angst und Kummer steigerte sich mit jedem Tag, welcher verging, ohne Aufklärungen über das Schicksal ihrer Schwägerin zu bringen, und der Schmerz, den sie an den Tag legte, fand nur ein Gegenbild in dem Wilhelm's.

Seine Wunde und seine schwachen Kräfte vergessend und alle Warnungen verachtend, nahm Wilhelm an den Nachforschungen mit so verzweifeltem Eifer theil, daß man daraus sehen konnte, wie innig und wahr er die Verschwundene liebte.

Am vierten Abend kehrten einige ausgesendete Neger mit einem von Luciens Schuhen zurück, den sie am Meeresstrande gefunden. Wie es schien, hatte er im Wasser gelegen, und war von den Wogen ans Land geworfen worden.

Nun war alles weitere Suchen überflüssig, besonders da ein paar Negerknaben aussagten, sie hätten das Fräulein am Abend zuvor, ehe sie vermißt ward, nach dem Strand hinuntergehen sehen. Man betrachtete es nun als ausgemacht, daß sie ihr Grab in den Wogen gefunden.

Estelle ward bei dem Anblick des gefundenen Schuhes bedeutend ruhiger, auf Wilhelm aber äußerte derselbe eine ganz andere Wirkung. Die Elasticität, welche die Angst ihm verliehen, verschwand, und dies in Verbindung mit der Wunde, welche durch die heftigen Bewegungen, die er gemacht, wieder aufgegangen war, warf ihn wieder aufs Krankenbett.

Treu wie das Grab, unermüdlich und umsichtig wie die Liebe, saß Estelle an seinem Krankenlager, und verzichtete auf Ruhe und alles, um bei ihm zu wachen und ihn zu pflegen.

Zum zweiten mal kehrte Wilhelm ins Leben zurück, über seine Seele aber lag ein schwerer Hauch von Schwer-

muth ausgebreitet, den selbst Estellens strahlende Blicke nicht durchdringen konnten, obschon in ihrem Ausdruck ein so hoher Grad von Liebe und Hingebung lag.

St.-Sue hatte während aller dieser Vorgänge eine Ruhe und Gleichgültigkeit bewahrt, welche von seiner Theilnahme kein sehr vortheilhaftes Zeugniß gab.

Zwölftes Kapitel.

Eines Morgens, nachdem Wilhelm wiederhergestellt war, promenirten er und St.-Sue in der Umgebung des Hauses, ehe dieselbe noch in die glühende Umarmung der tropischen Sonne geschlossen ward.

Die Seebrise sendete ihren erfrischenden Hauch, und flüsterte in den Kronen der Bäume. Der kühlende Wind wirkte auf den ausgedorrten Boden wie milde Worte auf den von Fieberträumen Gemarterten.

St.-Sue plauderte, und Wilhelm ging still neben ihm her. So wandelten sie langsam einen langen Engpaß hinauf, von dessen Mündung aus man eine freie Aussicht auf das Meer hatte.

Gerade als sie auf die kleine Hochebene heraustraten, erhob sich wenige Schritte von ihnen eine männliche Gestalt. Von dem Platze aus, den dieser Mann innehatte, war es ihm leicht gewesen, sie während ihres Heraufsteigens zu beobachten. Jetzt grüßte er mit einem „Bon jour, messieurs!"

Die beiden jungen Männer blieben stehen und sahen ihn an. St.-Sue rief:

„Was sehe ich! Ist das nicht unser alter Oberkanonier? Wie kommt Ihr hierher?"

„Ich komme von der Fregatte, welche Sie, wenn Sie noch hundert Schritte weiter gehen wollen, dort unten vor Anker können liegen sehen.“

„Gut, ich werde die Fregatte mit Freuden begrüßen“, sagte St.=Sue. „Aber sagt mir, warum liegt Ihr hier im Grase?“

„O, ganz einfach deshalb, weil ich Briefe nach Mazulip zu befördern habe“, entgegnete der alte Kanonier, indem er dem Marquis die Briefe überreichte, „und nun, nachdem ich mich meines Auftrags entledigt, kann ich noch einen Augenblick im grünen Grase ausruhen.“

Er erzählte hierauf, daß das Boot der Fregatte, welches ihn auf der Luvseite ans Land gesetzt, nach der Leeseite abgegangen sei, um dort die Fregatte zu erwarten, welche gegen Mittag ebenfalls dort anlangen werde.

Dies war, in Verbindung mit dem Abgeben des Briefs, alles, was er in Bezug auf seine Mission mitzutheilen wußte.

St.=Sue sagte lachend zu Wilhelm:

„Der Oberkanonier kommt ebenso gelegen wie Sturm=Calle an Bord des Schiffs, und es soll mich nicht im mindesten wundern, wenn wir nun eine ebenso schnelle Fahrt über das Atlantische Meer machen wie Ned Purvis, obschon in entgegengesetzter Richtung.“

„Mir soll es recht sein“, antwortete Wilhelm. „Ich sehne mich hinaus auf das Meer, um wieder einmal zu werden, was ich war, ehe ich auf diese Insel kam. Jetzt lassen Sie sehen, was diese Briefe enthalten. Einer ist an Sie und einer an mich.“

Die Briefe enthielten Abschriften einer Ordre von dem commandirenden General der westindischen Station an Wilhelm und St.=Sue, welche darin für den Fall, daß sie von ihren Wunden soweit wiederhergestellt wären, um Dienst thun zu können, aufgefordert wurden, sich an Bord der Fregatte zu begeben, welche sie gegen Mittag an der Leeseite der Insel erwarten würde. Das

Boot werde zu diesem Zweck ans Land kommen und sie abholen. Der am Bord der Fregatte selbst befindliche Chef meldete ihnen noch in einem besondern Schreiben, daß sie zu Rittern des Ordens pour le mérite militaire ernannt worden seien, und wünschte ihnen ein herzliches Willkommen an Bord.

Dreizehntes Kapitel.

Viel heldenmüthige Aufopferung und viel Blut hatte der achtjährige Freiheitskampf den nordamerikanischen Colonien gekostet, ehe ihre Unabhängigkeit als gesichert zu betrachten war.

Beim Abschluß des Friedens von Versailles im Jahre 1783 mußte England sich darein fügen, die nordamerikanischen Freistaaten anzuerkennen.

Die Theilnahme der Franzosen an dem Krieg hatte einen zweijährigen Betrag der Staatseinkünfte verschlungen, und durch das bei Hoch und Gering erweckte Bewußtsein staatsbürgerlichen Werthes neue und vorher unbekannte Feinde herangezogen.

Voltaire und Rousseau begannen in ihren Schriften auch die höhern Klassen anzugreifen, und suchten mit Wahrheit und Nachdruck zu beweisen, daß auch das Volk Rechte besäße, welche der Adel und die „Tyrannen" ihm gestohlen.

Die Nordamerikaner hatten diese Rechte geltend gemacht und dadurch andern Nationen ein der Nachahmung würdiges Beispiel gegeben. Man begann auch wirklich in Frankreich daran zu denken, die in Amerika erwachten

und dort entwickelten Freiheitsideen den französischen Zuständen anzupassen.

Schon beim Abschluß des Friedens von 1783 gärte es in den Gemüthern des französischen Volks. Ein dumpfes unheilverkündendes Murren ging durch das Land wie ein warnender Vorbote des Ausbruchs der großen und blutigen Revolution.

Im Jahr 1788 war die Spannung zwischen Hof, Parlament und Volk von der Art, daß eine vollkommene Spaltung mit leichter Mühe vorauszusehen war.

Die verblendete, und wie stets in Bezug auf die Macht, die sie besaß, irre geleitete Hofpartei glaubte nicht an die Gefahr und wollte sich nicht die Möglichkeit denken, daß das Volk sich wirklich anschicke, über seine Unterdrücker zu Gericht zu sitzen und sich an ihnen für jahrhundertlange Leiden zu rächen.

Dennoch aber gab es mehrere adeliche Familien, welche, auf die Zeichen der Zeit achtend, einsahen, daß die Macht der Aristokratie vernichtet werden würde, und die es daher für das Räthlichste hielten, dem heranziehenden Orkan zu entfliehen.

Ebenso gab es einen und den andern Edelmann, welcher, die innern Zwistigkeiten voraussehend, Frankreich verließ, um nicht an der Fehde zwischen Brüdern theilnehmen zu müssen.

Während diese weltgeschichtlich wichtigen Ereignisse sich in Frankreich vorbereiteten, hatten mehrere äußere und innere Umstände hier in unserm lieben Schweden zusammengewirkt, sodaß Gustav III. nicht der Versuchung widerstehen konnte, auch sich die Heldenkrone zu erwerben, welche seine Vorgänger geschmückt hatte. Genug, er entschloß sich rasch zu einem Krieg gegen Rußland.

Wir werden jedoch nicht jetzt, sondern erst weiterhin auf die Ereignisse dieses Kriegs zurückkommen.

Eines Abends im Monat Mai 1788, während die schwedische Flotte in der Ausrüstung begriffen war, saßen zwei junge Männer in Wilhelm Stjernkrona's Wohnung zu Karlskrona beisammen.

Zehn Jahr sind vergangen, seitdem wir den lebensfrohen Jüngling das Vaterland verlassen sahen, um sich in fremde Länder zu begeben und Ehre und Abenteuer zu suchen.

Hatte er gefunden, was er damals suchte? Oder hatte er vielleicht blos eine Erfahrung bittern Schmerzes und vereitelter Hoffnungen gewonnen? Die mit Orden geschmückte Brust schien zu beweisen, daß er wenigstens einige Blätter aus dem Lorberkranze der Ehre erobert, und seine sorglose unveränderte Miene protestirte entschieden gegen jede Bekanntschaft mit Kummer und Leid.

Wilhelm's Züge hatten in der That keine andere Veränderung erlitten, als daß sie ein bestimmteres männlicheres Gepräg erhalten hatten.

Seine Augen waren noch ebenso lebhaft und wachsam wie früher, sein Lächeln noch ebenso frisch und keck, und die Nase bot immer noch der ganzen Welt Trotz.

Allerdings geschah es zuweilen, daß ein Schatten über die hohe, klare Stirn flog, als ob eine peinliche Erinnerung seine Seele durchzuckte. Dieser Ausdruck verschwand aber ebenso schnell wie er entstand und ließ keine Spur zurück.

Ein genauer Beobachter hätte allerdings gemeint, daß es dem Feuer in dem Blick des jungen Mannes an Wärme fehle, und würde daraus den Schluß gezogen haben, daß sein Inneres jetzt von einer Leidenschaft der Seele, nicht des Herzens beherrscht würde.

Man sah, daß Wilhelm's Gedanken auf ein größeres und mächtigeres Interesse gerichtet waren, als Liebe und Frauen.

Eine große Idee war es, welche jetzt das Erz in seiner Seele schmelzte und sein Blut in Bewegung setzte.

Der junge Mann, mit welchem er sich unterhielt, war ein Kamerad von der Flotte, der Premierlieutenant Otto Cellner, von gleichem Alter wie Wilhelm.

Otto Cellner war mehr klein als groß und von nicht sonderlich starkem Körperbau. Auf den ersten Anblick erschien er abstoßend häßlich. Nicht sowol deshalb, weil seine Züge wirklich häßlich gewesen wären, sondern mehr deshalb, weil ein lauernder, beinahe heimtückischer Ausdruck darin lag.

Seinem Gesicht war das Gepräg eines verzehrenden Strebens nach etwas aufgedrückt, was er zu erreichen wünschte, wovon er aber fürchtete, daß andere es ihm entreißen würden.

Cellner's Miene konnte, wenn er heiter war und scherzte, sich gänzlich verändern, und in diesem Augenblick gewann sie einen freundlichen und humoristischen Ausdruck. Dies waren aber blos Lichtstrahlen, welche ganz plötzlich hervorbrachen, ohne doch im Stande zu sein, das neidische Gepräg zu verdrängen, welches den Zügen außerdem eigen war.

Stjernkrona und Cellner waren schon als Cadetten Kameraden gewesen und gleichzeitig Offiziere geworden.

Bei Wilhelm's Rückkunft ins Vaterland, als er, noch nicht vierundzwanzig Jahr alt, nicht blos den französischen Orden pour le mérite militaire, sondern auch den Schwertorden erhalten hatte, ward er von Cellner auf das herzlichste begrüßt und erhielt von ihm Beweise einer Freundschaft, die mit jedem Tag an Stärke und Enthusiasmus zu gewinnen schien.

Trotz aller dieser Beweise von Anhänglichkeit, welche Cellner unserm Helden gab, empfand dieser aber doch einen unerklärlichen und geheimen Widerwillen gegen ihn, sodaß er ihm nicht mit seinem gewöhnlichen offenen Vertrauen entgegenkam. Wilhelm pflegte zu ihm zu sagen:

„In diesem Blick liegt etwas, was mir Zweifel an

deiner Aufrichtigkeit einflößt. Es sieht immer aus, als führtest du etwas im Schilde."

Wie sehr man aber auch mistrauen möge, so ist es doch unmöglich, auf die Länge dabei zu bleiben, sobald der Zweifel durch nichts genährt oder gerechtfertigt wird.

Als daher Cellner sich vollkommen gleichblieb und sich bei allen Gelegenheiten als der uneigennützigste aller Freunde gebarte, stumpfte Stjernkrona's Widerwille sich immermehr ab, und zu der Zeit, wo wir unsere Geschichte wieder aufnehmen, glaubte Wilhelm wirklich an Cellner's Freundschaft, sodaß der Umgang zwischen ihnen ein ganz vertraulicher war. Man betrachtete sie demgemäß allgemein als ein paar intime Freunde.

In Stjernkrona's Art und Weise gegen Cellner lag gleichwol eine unbewußte herablassende Freundlichkeit, welche verrieth, daß er den Freund als ihm in vielen Beziehungen nachstehend betrachtete.

Dies war mit Cellner auch wirklich der Fall, nicht blos in Bezug auf sein Aeußeres, sondern auch hinsichtlich seiner Intelligenz und seiner Kenntnisse. Allerdings besaß er eine lebhafte Phantasie, viel Erfindungsgabe und einen hohen Grad von Schlauheit; dagegen aber fehlte es ihm an einem klaren, gesunden Urtheil, an richtiger unparteiischer Auffassung und, was das Schlimmste von allem war, an gründlichen Kenntnissen.

Es ist sehr möglich, daß Cellner seine eigenen Mängel kannte, und daß dieses Bewußtsein eine innere Bitterkeit, eine beständige Unzufriedenheit und einen geheimen Neid nährte.

In allen reicher Ausgestatteten sah er nothwendig Feinde seiner Zukunft und seines Erfolgs, besonders da er von dem brennendsten Durst nach Ehre beherrscht ward. Die Ehrsucht war eine verzehrende Leidenschaft seiner Seele.

Sein Streben war, sich aufzuschwingen, um jeden

Preis eine ausgezeichnete Persönlichkeit zu werden und Fürstengunst zu erringen.

Fürstengunst, dies ist die Seifenblase, welche so viele geblendet und wornach die Mittelmäßigkeit gewöhnlich jagt, in der Hoffnung, daß von dem Glanz, den die Krone schenkt, etwas auf diejenigen zurückfallen werde, die ihr ganzes Leben der Schmeichelei derer opfern, welchen das Schicksal eine Krone verliehen hat. Diese Creaturen wissen nicht, daß aller geborgte Glanz nichts ist.

Doch kehren wir jetzt zu den beiden jungen Männern zurück, welche nach beendetem Tagewerk jetzt in vertraulichem Gespräch beisammensitzen.

„Kein Mensch kann etwas anderes sagen als daß wir bei dieser eiligen Ausrüstung es uns gehörig sauer werden ließen", sagte Cellner und fuhr sich mit dem Tuche über die Stirn. „Nach einem Tage wie der heutige ist man wie halb todt."

„Was das für weichliches Geschwätz ist, mein lieber Cellner", antwortete Stjernkrona. „Ich dagegen meine, daß es eine herrliche Zeit ist, wo man so viel zu thun hat, daß kaum Zeit zum Athemholen übrig bleibt. Denke dir doch diesen Krieg, welcher dir bevorsteht mit all seinen Aussichten auf Ehre und Sieg für unser altes Schweden!"

„Ja, du, Stjernkrona, wirst wol mit Ehren, Orden und Wunden bedeckt aus unsern Schlachten zurückkehren", sagte Cellner mit einem Seitenblick auf seinen Kameraden.

„Das hoffe ich auch, im Fall nicht der Tod mir einen Strich durch die Rechnung macht", antwortete Wilhelm.

„Warum gebrauchst du das Wort hoffen? Es klingt in deinem Munde allzu bescheiden."

„Wirklich!" rief Wilhelm lachend. „Wie hätte ich mich denn ausdrücken sollen?"

„Daß nur der Tod dich abhalten könne, die Lorbern zu gewinnen, deren du im voraus sicher bist. Gegen=

wärtig gibt es wol niemand, der sich rühmen kann, eine so glänzende Carrière gemacht zu haben, wie du."

„Ja, ich habe gehabt, was man Glück nennt", antwortete Wilhelm, während eine leichte Wolke über seine Züge flog. „Wenigstens sieht es so aus."

„Es sieht so aus?" wiederholte Cellner. „Was meinst du damit?"

„Daß niemand eher weiß, welches Glück man errungen hat, als bis man an der Grenze seiner Lebensbahn steht."

„Allerdings; aber wenn man bedenkt, wie das Schicksal sich für dich gestaltet hat, seitdem du vor zehn Jahren das Vaterland verließest, dann muß man zugeben, daß du eine glänzende Carrière gemacht hast. Wir brauchen zu diesem Zwecke blos einen Vergleich zwischen dir und mir zu ziehen. Wir sind von gleichem Alter, wir wurden gleichzeitig Offiziere und dennoch, welch ein Unterschied! Mit einundzwanzig Jahren erhieltst du den Orden pour le mérite militaire, mit dreiundzwanzig bekamst du den Schwertorden, mit fünfundzwanzig wardst du Premierlieutenant und mit dreißig Jahren bist du Kapitän. Ich dagegen habe es erst bis zum Premierlieutenant gebracht ohne Orden oder Band zu besitzen. Indessen, es ist dies ja alles ganz natürlich, denn du stehst an Kenntnissen und Intelligenz hoch über mir."

„Bah! Nicht meine vermeinte Ueberlegenheit an Kenntnissen und Intelligenz ist es, was mich zu dem gemacht hat, was ich bin, sondern mein kühner, dreister Charakter. Von meinen Knabenjahren an habe ich Gefahren und Abenteuer geliebt. Es wäre mir unmöglich gewesen, unthätig daheimzusitzen. Ich mußte hinaus in den Tumult der Ereignisse und an den Kämpfen theilnehmen. Es ist sonach mein Charakter, der mein Glück und meinen Erfolg geschaffen. Du dagegen bist ganz bescheiden daheimgeblieben und hast erwartet, daß die Ereignisse und Auszeichnungen dich aufsuchen sollen."

„Du hast vielleicht recht", sagte Cellner und heftete seine spionirenden Augen auf Wilhelm. „Ich glaubte aber, nur die Pflicht, das Vaterland zu vertheidigen, dürfte mich veranlassen, zum Schwerte zu greifen. Eine wilde zwecklose Jagd nach Abenteuern sollte uns niemals verleiten, das Blut unserer Nebenmenschen zu vergießen."

„Aber wie zum Teufel hast du dann jemals Soldat werden können?" rief Wilhelm lachend, „und noch dazu Seesoldat?"

„Weil ich Lust zum Seewesen hatte. Dennoch aber finde ich, daß der Krieg etwas Unnatürliches ist. Als meine Liebe zum Meere die Wahl meiner Lebensbahn bestimmte, faßte ich auch gleichzeitig den Entschluß, niemals einen Tropfen Blut zur Befriedigung meines eigenen Ehrgeizes zu vergießen, sondern nur zu sterben, wenn das Wohl des Vaterlands es verlangte."

„Es gibt aber Ideen von so großem Einfluß, daß sie uns ebenso theuer und heilig sind wie das Vaterland, weil sie das Wohl der ganzen Menschheit im Auge haben", sagte Wilhelm.

„Wol möglich; aber ganz gewiß war es nicht die Förderung einer großen Idee, was dich bewog, mit in den amerikanischen Krieg zu ziehen", entgegnete Cellner mit fast ironischem Lächeln.

„Nein, dazu bewog mich das brennende Verlangen, an den wechselnden Ereignissen theilzunehmen und mich praktisch zu einem tüchtigen Seemann auszubilden. Ich wollte kennen lernen, was das Leben von mir forderte."

Wilhelm erhob sich und ging einigemal im Zimmer auf und ab, während er mit großer Lebhaftigkeit fortfuhr:

„Als ich aber hinauskam unter die Menschen, welche mit Leib und Seele an den Kriegsereignissen theilnahmen, ward auch ich von der großen und mächtigen Idee ergriffen, welche alle um mich herum beseelte. Ich lernte

nun, daß es Ideen gibt, die so erhaben sind, daß, wenn es sich um sie handelt, alle Bewohner der Erde blos ein Volk ausmachen, und jede Hand zum Schwerte greifen sollte, sobald ein Angriff auf diese Ideen zu befürchten steht."

„Und was sind das für Ideen?"

„Thust du diese Frage in wirklichem Ernst?" fragte Wilhelm stehen bleibend.

„Ja wohl. Was in deinen Augen groß ist, kann ja in den meinigen das Gegentheil sein. Du weißt, daß wir sehr verschieden denken."

„Die Idee der Freiheit kann aber doch niemals anders als groß sein."

„Ja, wenn du mit der Freiheit die Republik meinst. Es waren die republikanischen Ideen der amerikanischen Colonien, für welche du während der Zeit strittest, wo du auf der französischen Flotte dientest."

„Das ist wahr, und ich werde es mir stets zur Ehre rechnen."

Wilhelm begann wieder im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Ich dagegen", sagte Cellner, „würde, im Fall ich deinen Hang nach Abenteuern besessen, mir einen Platz auf der englischen Flotte gesucht, und geglaubt haben, die Pflicht verlange, daß ich für die bestehende Ordnung gegen die Anarchie kämpfe."

„Dann hättest du also lieber dem Unterdrücker als den Unterdrückten gedient?"

„Von meiner frühesten Kindheit an habe ich den König und die gesetzliche gesellschaftliche Ordnung geliebt. Deshalb kann ich die Sache eines aufrührerischen Volks niemals zu der meinigen machen. Thäte ich dies, so würde ich ja vor meinem König und meinem Vaterland als ein Mensch dastehen, welcher die Treulosigkeit gegen die Obrigkeit gutheißt."

„Ei, ei, lieber Cellner, du hältst nicht genau Strich!

Du vergissest gänzlich, daß ich von dem König selbst eine Empfehlung an den Grafen Estaing hatte, und daß es sich in Bezug auf mich blos —"

„Um Befriedigung deines Strebens, dich hervorzuthun, handelte."

„Wol möglich!" rief Wilhelm, indem er sich auf das Sofa warf und lachend hinzusetzte: „Du willst wol behaupten, du hättest diesen Hang nie gekannt?"

„Ja, das behaupte ich. Was könnte es mir nützen, ehrgeizig zu sein? Ich würde mich dadurch nur selbst peinigen. Ich weiß recht wohl, daß ich dem ganz gewöhnlichen Menschenschlage angehöre. Uebrigens betrachte ich auch den Ehrgeiz als eine sehr niedrige Leidenschaft. Wer davon getrieben wird, handelt stets egoistisch und opfert in der Regel alles und alle der Befriedigung dieser Leidenschaft."

Wilhelm pfiff ein Liedchen und heftete seinen Blick an die Decke des Zimmers, ohne zu antworten.

„Höre, Stjernkrona, was soll dieses Pfeifen bedeuten?"

„Daß ich von dem, was du jetzt sagst, kein Wort glaube. Schwatze du gegen den Ehrgeiz soviel dir beliebt, ich weiß doch, daß derselbe deine Hauptleidenschaft ausmacht", rief Wilhelm, indem er Cellner auf die Schulter schlug.

„Das ist beinahe eine Beleidigung!" rief Cellner hitzig.

„Wollen wir blank ziehen?" fragte Wilhelm lächelnd. „Indessen, ernst gesprochen, es lohnt nicht der Mühe, daß du dich ereiferst, denn ich versichere dir bei meiner Ehre, daß du ebenso ehrgeizig bist als ich, ja vielleicht noch mehr. Wir gehen blos verschiedene Wege. Ich will die Lorbern, welche mir möglicherweise beschieden sein können, erkämpfen; du wünschest sie durch Gunst und Gnade zu erlangen. Während ich die Ehre an mich zu reißen suche, wünschest du sie dir zu erschleichen. Wir werden

demnach von einem und demselben Gefühl beherrscht, obschon wir zur Befriedigung desselben ungleiche Mittel gewählt haben."

Cellner öffnete schon den Mund, um zu antworten; in diesem Augenblick aber trat Wilhelm's Diener ein und meldete ihm, daß ein Ausländer ihn zu sprechen wünsche.

„Ein Ausländer!" wiederholte Wilhelm ein wenig überrascht. „Laßt ihn hereinkommen."

Einige Augenblicke später trat ein junger Mann von lebhaftem, südländischem, vortheilhaftem Aussehen herein. Bei seinem Anblick sprang Wilhelm auf und rief:

„St.-Sue!"

Im nächsten Augenblick drückten die frühern Kameraden einander mit Bewegung die Hand.

Vierzehntes Kapitel.

„Aber mein bester Marquis“, sagte Wilhelm, nachdem die ersten herzlichen Begrüßungen ausgetauscht waren und Cellner sich entfernt hatte, „was führt Sie denn hierher zu uns Barbaren?“

„Ich könnte sagen: derselbe Grund, der Sie einmal nach Brest führte, lieber Baron“, antwortete St.-Sue. „Damals hatten wir brennenden Seekrieg, und jetzt rüsten Sie zu einem solchen. Ich bin hier, um der schwedischen Flotte zu dienen, und das Blut, welches Sie auf der französischen vergossen, zurückzuzahlen.“

„Sie kommen also, um —“

„Um mich noch einmal an Ihrer Seite zu schlagen. Ja, bei meiner Ehre, und ich hoffe, es wird sich diesmal nicht um die Landung an einer Insel handeln, sondern blos um solche Wunden, wie die russischen Kugeln zufügen.“

Bei diesen Worten des Marquis flog eine Wolke über Wilhelm's Stirn. Der Marquis, der dies bemerkte, setzte hinzu:

„Wie, mein Freund, ich glaube das Wort «Insel» berührte Sie unangenehm? Sollten Sie zufällig noch ebenso kindisch sein, als da wir zusammen campirten?“

„Nein, Marquis, ich habe mich bedeutend verändert, dies aber hindert nicht, daß alles, was —“

„Sie an die westindischen Inseln erinnert, unangenehm ist. Wohlan, dann wollen wir nicht weiter davon sprechen."

„Eine einzige Frage, und dann wollen wir dieses Thema niemals wieder aufnehmen."

„Das Wort «niemals» ist blos da, um niemals ausgesprochen zu werden, dies merken Sie wohl. Was war es, wornach Sie zu fragen beabsichtigten?"

„Lebt die Gräfin Estrier noch?"

„Ich vermuthe es — wenn sie nämlich nicht gestorben ist."

St.-Sue blickte an die Decke des Zimmers.

„Es ist Ihnen also nichts von ihr bekannt?"

„Ich rechne mir meine Unwissenheit in diesem Falle zur Ehre. Apropos, Baron, glauben Sie immer noch Herr Ihres Schicksals zu sein?"

„Ja, bisjetzt wenigstens hat mich noch nichts vom Gegentheil überzeugt."

„Dann sind die Ereignisse sehr artig gegen Sie gewesen. Sonst pflegt man mit den Jahren sich zwei gute Eigenschaften zu erwerben, nämlich daß man älter und vernünftig wird. Sie aber scheinen sich von diesen Verdiensten noch keins angeeignet zu haben."

„Was meinen Sie, Marquis?"

„Ich meine, daß Sie, ehe Ihre Augen schwach werden, sich bemühen müssen, die Welt, die Dinge und sich selbst im rechten Lichte zu sehen und sich nicht für mächtiger zu halten als Sie sind."

„Aber als Mensch muß ich doch wol Herr meines eigenen Schicksals sein."

„Wissen Sie, was jetzt in Frankreich vorgeht?"

„Ein Kampf zwischen dem Parlament und dem Hof. Aber, bester Marquis, das ist eine sonderbare Frage und hat mit meiner Auffassung unsers Schicksals durchaus nichts gemeinsam."

„Uebereilen Sie sich nicht! Es führen verschiedene Wege nach Rom, deshalb wollen wir jetzt nach Frankreich zurückkehren. Was glauben Sie wol, was dort bevorsteht?“

„Ein Staatsbankrott.“

St.-Sue legte seien Hand auf Wilhelm's Arm und antwortete lächelnd:

„Etwas weit Schlimmeres — eine Volksempörung!“

„Und dies sagen Sie mit lächelndem Munde?“

„Ich lache dem Unglück stets ins Gesicht, damit dieses nicht den Triumph habe, es zu thun. Wir haben auch alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß revolutionäre Bewegungen stattfinden werden, und daß die Franzosen ebenso wie die Nordamerikaner das Joch, unter welchem sie bisjetzt geseufzt, abschütteln werden. Ein Bürgerkrieg wird die Folge davon sein. Der König und der Adel wollen gutwillig keine Zugeständnisse machen. Wohlan, sind es nun die Individuen, welche es so weit gebracht haben, daß die Söhne eines und desselben Landes sich gegenseitig niedermetzeln, oder ist es nicht vielmehr der Gang der Ereignisse, der sie dazu vermocht hat?“

„Die Ereignisse selbst sind nur die Erzeugnisse der Individuen.“

„Das gebe ich nicht zu, denn wenn dem so wäre, so müßte man den Menschen als einen Gott und nicht als einen schwachen Sterblichen betrachten. Wir müssen sonach annehmen, daß der Herr des Schicksals seine Hand mit im Spiele habe. Ich will z. B. ein Volk annehmen, welches jahrhundertelang das Joch des Despotismus getragen, endlich aber von einigen Misernten heimgesucht wird, wodurch Noth und Elend entstehen. Die Leiden, welche darauf folgen, erwecken die Nation zu Betrachtungen über ihre Stellung in der Welt, und bei den Vergleichen, welche die Noth hervorruft, wird sie von dem Wunsch ergriffen, ihre Lage zu verbessern. Die träge Gleichgültigkeit verwandelt sich in Energie und

treibt nun zu Handlungen, welche nicht blos für die nächste Zukunft, sondern auch für die Nachwelt einflußreich werden. Folglich ist es eine höhere Macht, welche die Kette der Ereignisse schmiedet; diese Macht aber hat uns Seelenkräfte von der Art gegeben, daß die Erfahrung uns lehren kann, zu berechnen, was die Zukunft im Schose führt. Unser Schicksal gleicht einem auf den Ocean der Ereignisse hinausgestoßenen Fahrzeug. Wir selbst sind im glücklichsten Fall der Steuermann desselben. Als solchem begegnet es uns zuweilen, daß wir den Curs unsers Fahrzeugs zu bestimmen vermögen, das heißt solange es dem Ruder gehorcht. Gleichwol aber geschieht es oft, daß wir bei stürmischem Wetter vor dem Winde treiben, und in entgegengesetztem Curs zu dem, den wir einzuhalten wünschen; sehr oft werden wir auch von einer Sturzsee begraben, ohne Rettung für uns oder unser Fahrzeug zu finden. Sie, lieber Baron, sind auch schon vor dem Wind der Ereignisse getrieben, und was mich betrifft, so ist es eben dieser, der mich hierhergeführt hat."

„Das verstehe ich nicht."

„Hören Sie mich an. Die Vorgänge, welche in Frankreich im Anzuge sind, werden aller Wahrscheinlichkeit nach von der Art sein, daß das Beste, was ein französischer Edelmann thun kann, ist, das schöne Frankreich bis auf weiteres zu verlassen. Der Kampf, welcher bevorsteht, wird ein Kampf zwischen der königlichen Macht und dem Volke. Der Marquis St.-Sue kann nicht gegen den König fechten, aber gegen das französische Volk auch nicht. In dem einen Falle bräche er seine Treue gegen den Monarchen, in dem andern seine Pflicht gegen die Nation."

„Sie scheinen die Zukunft in sehr dunkeln Farben zu sehen", fiel Wilhelm ein.

„Das glauben Sie, der Sie die Ereignisse aus der Entfernung sehen; ich aber, der ich sie in der Nähe

beobachtet, ich muß die Ansicht haben, die ich soeben ausgesprochen. Eines Tags werden meine Worte sich bestätigen, und alles, was ich vorhergesagt und noch weit mehr wird in Erfüllung gehen. Doch möge dem sein, wie ihm wolle, so bin ich jetzt hier bei Ihnen, um mich gegen Rußland zu schlagen und unter Kugelregen das Unglück zu vergessen, welches meinem Vaterlande droht. Mancher französische Edelmann, der nicht wie ich sich von dem großen Schauplatz zurückgezogen hat, wird das Fahrzeug seines Schicksals zertrümmert sehen."

„Was beweist dies?" fiel Wilhelm ein. „Weiter nichts, als daß Sie durch Ihren Charakter und Ihr Temperament befähigt worden sind, alles, was um Sie her vorgegangen ist, zu beobachten und daraus Schlüsse für die Zukunft zu ziehen. Eben auf diese Weise werden Sie Herr Ihres Schicksals."

„Diese Ansicht ist nur zur Hälfte richtig, denn wir sind alle von einem höhern Willen und von der Einwirkung unserer Mitmenschen auf uns abhängig. Noch einmal, lieber Baron, unsere ganze Macht über das Schicksal besteht darin, das Schiff unsers Lebens so zu steuern, daß es nicht an den Klippen zerschelle, welche man die Umstände nennt, ebenso wenig wie an der Einmischung anderer Menschen in das, was uns angeht. Vor der Hand wollen wir diesen Gegenstand dahingestellt sein lassen. Sie halten noch an sehr vielen Illusionen fest, und ich wünsche Ihnen Glück dazu. Wenn wir aus dem Kriege wiederkommen und nicht in demselben gefallen sind, wollen wir dieses Gespräch wieder aufnehmen. Vielleicht hat sich das Schicksal der feindlichen Kugeln als Würfel bedient, um über Leben und Tod zu entscheiden."

Die beiden jungen Männer kamen nun auf andere Dinge zu sprechen, auf ihre frühere Kameradschaft, die Ereignisse, welche sie miteinander erlebt u. s. w. Alles ward berührt, nur nicht das, was auf Frau von Estrier und Fräulein von Outrouville Bezug hatte.

St.=Sue scherzte, während er zugleich die ernsthaftesten Betrachtungen anstellte, und dies bewog Wilhelm, bei einer derartigen Gelegenheit zu äußern:

„Mein bester St.=Sue, Sie sind eine höchst sonderbare Zusammensetzung vom größten Leichtsinn und dem tiefsten Ernst. Sie philosophiren und lachen über die ernsthaftesten Dinge von der Welt.“

„Ich bin Franzose, darin liegt das ganze Geheimniß. Der Franzose liebt es, mit dem Schicksal Schach zu spielen, die Züge, welche der Gegner zu thun beabsichtigt, im voraus zu errathen, und sich dann selbst auszulachen, wenn er dennoch matt gesetzt wird. Seine Größe ist sein Leichtsinn und sein verwegener Muth. Während Sie Nordländer den Gefahren und dem Tode mit düsterer Ueberlegung entgegengehen, begrüßt der Franzose sie mit lächelnden Lippen und Scherzworten. Die Freude ist das höchste Gut des Lebens. Deshalb wählen wir sie zur Begleiterin durchs Leben, und erlauben nicht, daß sie von unserer Seite weiche.“

„Und Sie haben recht. Der Kummer ist ein schlechter Begleiter, besonders für Soldaten und Seeleute.“

„Auch Sie, lieber Freund, scheinen mir eine Gemüthsart zu besitzen, die mehr französisch als schwedisch ist, obschon Sie ein wenig zu romantisch sind. Doch, à propos, schwärmen Sie immer noch für die Ehre in so hohem Grade, wie als wir schieden?“

„Damals war sie blos ein schwärmerischer Traum, jetzt dagegen ist sie eine Wirklichkeit und das Ziel, nach welchem ich strebe. Als Jüngling stand mein Sinn nach Abenteuern, und ich zog aus, um deren zu suchen —“

„Sie fanden auch, was Sie suchten“, fiel St.=Sue lächelnd ein.

„Ich fand mehr als ich suchte, und —“

„Sie waren nahe daran, Ihre Ruhe und Ihre frohe Laune zu verlieren; dennoch aber retteten Sie glücklicherweise noch beide und wurden dann —“



„Ehrgeizig."

„Ja, wir Männer fröhnen stets zwei großen Thorheiten, ehe wir klug werden. Die erste ist die Liebe, die zweite der Ehrgeiz. Erst nachdem beide uns betrogen haben, sehen wir das Leben in seinem wahren Lichte."

„Ach, Marquis, Sie werden doch nicht behaupten wollen, daß das Streben nach Auszeichnung eine Thorheit sei?"

„Allerdings will ich es behaupten. Es ist ebenso wie die Liebe ein Fieber im Blute, welches uns die Gegenstände in einem vollkommen falschen Lichte sehen läßt. Hat dieser Zierath da Sie glücklich gemacht?" setzte St.-Sue hinzu, und zeigte auf das Ordensband in Wilhelm's Knopfloch.

„Ich habe mich stolz darauf gefühlt."

„Bravo, lieber Freund, dies ist mehr als ich sagen kann."

„Aber, lieber Marquis, wollen Sie in vollem Ernst behaupten, daß Sie nicht ehrgeizig seien?" rief Wilhelm.

„Ich behaupte nichts; es ist aber mit dem Ehrgeiz wie mit der Liebe. Ich habe beiden so viel geopfert, daß ich jetzt keine Lust mehr habe, ihnen etwas zu schenken."

„Aber warum sind Sie dann immer noch Soldat?"

„Weil es mir Vergnügen macht, mit dem Leben zu spielen."

Der Marquis stand, indem er dies sagte, auf, und setzte dann hinzu:

„Leben Sie wohl, lieber Baron; ich will Sie nun für heute verlassen."

St.-Sue ging, und Wilhelm blieb in Gedanken versunken sitzen.

Welche Erinnerungen hatte das Wiedersehen des Franzosen hervorgerufen? An Wilhelm's wechselndem Gesichtsausdruck sah man, daß sie gleichzeitig bitter und süß waren. Endlich, nachdem er eine lange Weile sich ihnen überlassen, erhob er sich und murmelte:

„Unbegreiflich, daß selbst die Jahre nicht im Stande gewesen sind, das holde Bild zu verwischen. Sie stand so lebhaft vor meiner Seele, daß ich blos die Arme ausstrecken zu dürfen glaubte, um sie zu fassen. O Lucie! Lucie! Wann oder wo werde ich dein Gegenbild finden?"

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, und setzte hinzu:

„Hinweg mit allen weichlichen Träumereien! Ich habe ja beschlossen, für einen bessern Gegenstand zu leben als für ein Weib."

Die Schatten schwanden von Wilhelm's Stirn, und seine Gedanken nahmen eine andere Richtung.

Funfzehntes Kapitel.

Nun, lieber Leser, nachdem wir die Bekanntschaft mit unserm Helden und auch mit St.-Sue erneuet haben, dürfte es für uns Zeit sein, uns ein wenig mit den Vorbereitungen zu dem bevorstehenden Kampf zu beschäftigen.

Obschon kein Mensch im Lande — wenigstens keiner der Bewohner von Karlskrona — daran zweifelte, daß der Krieg gegen Rußland erklärt werden würde, so waren doch die Meinungen in Bezug auf die Art und Weise der Führung desselben sehr getheilt.

Es gab viele, welche glaubten, ein Landkrieg werde am vortheilhaftesten sein.

Dennoch hatte zur ewigen Ehre für Schweden eine höhere Macht die schwellende Woge zu dem Felde bestimmt, auf welchem dieser so merkwürdige und außerordentlich interessante Kampf ausgefochten werden sollte. Die Ereignisse desselben waren von der Art, daß die kommenden Geschlechter sie kaum glauben würden, wenn nicht das Zeugniß der Geschichte sie bestätigte.

Nicht blos die gesunde Ansicht, daß Schwedens Lage und die weite Ausdehnung seiner Küsten es zu einer

Seemacht geschaffen, war Anlaß, daß man einem Seekrieg den Vorzug gab, sondern es war auch allgemeiner Wunsch, die Hoffnungen verwirklicht zu sehen, die man auf die Flotte setzte; Hoffnungen, welche die zu diesem Zwecke gebrachten Opfer erweckt, und die Schwedens Ehre und Selbständigkeit zum Zweck hatten.

Ueberdies war es ein Angriffskrieg, der von dem kleinen Schweden gegen den Koloß Rußland begonnen ward, — ein Land, welches zu jener Zeit unter Katharinens Herrschaft eine so große Macht erlangt hatte, daß es mit Fug als das mächtigste Reich in Europa betrachtet werden konnte.

Man rüstete sich deshalb auch nicht gegen dieselben Halbbarbaren von Russen wie früher, welche eben erst von den Schweden Krieg führen gelernt hatten. Was sie jetzt wußten, hatten sie von uns profitirt, und in der That, wol selten hat ein Lehrmeister aufmerksamere Lehrlinge gehabt, denn aus jeder Niederlage, die sie erlitten, hatten sie eine Lehre für die Zukunft gezogen.

Man kann mit Wahrheit sagen, daß der Erfolg, den die schwedische Flotte errang, der Ruhm, den sie erfocht, ja sogar das Unglück, welches sie traf, das Meer stets als das einzige Mittel bezeichnet haben, um, wenn es gilt, dem schwedischen Namen Glanz zu erwerben.

Mit dieser Ansicht von der geeigneten Art und Weise, das Ansehen der blaugelben Flagge aufrecht zu erhalten, begann die Ausrüstung der Flotte.

Das heißt: Schweden, der König und das Volk, waren darüber miteinander einig, daß der Kampf zur See ausgefochten werden müsse.

Die innige Ueberzeugung von der Richtigkeit dieser Ansicht war auch der Grund, daß, als der königliche Befehl zur Ausrüstung von zwölf Linienschiffen und fünf Fregatten am 19. April 1788 in Karlskrona anlangte, die Brust und der Arm eines jeden Seemanns von doppelter Kraft beseelt zu werden schien. Jeder Offizier der

Flotte bot das Aeußerste auf, um die Ausführung des Befehls zu beschleunigen.

Mit dem sichern Blick, den Gustav III. besaß, überließ er nun die Ausführung einer seiner größten Ideen Männern, welche ebenso wie er wirkliche Patrioten waren, und die schwedische Ehre über alles andere liebten.

Genug, die Flotte rüstete, aber wie? Wenn ununterbrochenes Arbeiten Tag und Nacht genug ist, dann kann man mit Grund sagen, daß sie rüstete. Sie hatte auch zu rüsten, denn die Mittel zur Ausführung des königlichen Befehls, welcher verlangte, daß die Flotte bis zum 30. Mai segelfertig sei, waren sehr unzureichend. Die Mannschaften waren nicht so eingeübt, wie sie hätten sein sollen, die mancherlei nothwendigen Bedürfnisse nicht so leicht beschafft, und die Mittel zu ihrer Beschaffung nicht so mannichfaltig wie jetzt. Indessen, ununterbrochenes Arbeiten Tag und Nacht mußte alle diese Mängel ersetzen.

Ausdauer und fester Wille überwinden alle Hindernisse und setzen eine Ehre darein, trotz aller Schwierigkeiten doch das Ziel zu erreichen.

Die unzulängliche Anzahl von Seeleuten mußte durch Landtruppen ersetzt werden. Die Regimenter Dönköping, Calmar, Westgöta-Dal, Sprengtporten und sogar das königliche Leibregiment mußten nicht blos an der Ausrüstung der Flotte theilnehmen, sondern auch einen Theil ihrer Bemannung liefern. Der Mangel an Seeleuten war so groß, daß nur zwei Schiffe auf einmal klargemacht werden konnten. Nachdem diese fertig waren, wurden sie auf die äußere Rhede hinausbugsirt und vor Anker gelegt, worauf dann dieselben Mannschaften zwei neue Schiffe vornahmen.

Unübertrefflich war der Eifer und die Unermüdlichkeit dieser Söhne des Meeres. Mühen, Anstrengungen und Nachtwachen waren für sie Nebensache. Das große Ziel

war, zu beweisen, wie viel der Mensch vermag, wenn er etwas ernstlich will.

Am 29. Mai abends, traf der König in Karlskrona ein, am 31., nachdem die Werfte und die Mannschaft in Augenschein genommen waren, ging er an Bord des Admiralschiffs und ward von der ganzen Flotte begrüßt.

Ein Monat Arbeit, und Schweden konnte Rußland die Spitze bieten.

Sechzehntes Kapitel.

Am 14. Juli verließ die schwedische Flotte die Rhede von Mjölö, wo sie noch fernerweite Verstärkung an Fahrzeugen von Karlskrona erhalten hatte. Sie machte nun die respectable Anzahl von funfzehn Linienschiffen, elf Fregatten und vier Recognoscirungsfahrzeugen aus.

Die Kämpfe, welche die schwedische Flotte früher gegen die russische bestanden, waren allerdings von der Art gewesen, daß die Ehre der erstern zugefallen war; die Kräfte aber, welche damals auf beiden Seiten einander gegenübergestanden hatten, waren verhältnißmäßig so gering gewesen, daß kein großes Resultat die Folge davon hatte sein können.

Man konnte sich daher nicht wundern, wenn jetzt, wo eine entscheidende Macht zur See sich mit der andern messen sollte, das Interesse auf das äußerste gespannt war, besonders da man mit Sicherheit voraussehen konnte, daß schon das erste Zusammentreffen das Schicksal des Kriegs, ja vielleicht Schwedens entscheiden würde. Ob die schwedische Flotte siegte oder besiegt ward, dies war der Wurf, auf den, wie man glaubte, alles ankam, und

deshalb war jeder Blick mit Aufmerksamkeit, Hoffnung und Furcht darauf gerichtet.

Ganz zeitig am Morgen des 17. Juli, als die schwedische Flotte mit östlichem Winde steuerte, hörte man ein wiederholtes, dumpfes Krachen über das Meer rollen. Es war dies das Echo der von der russischen Flotte gelösten Schüsse. Sie konnte sonach nicht mehr weit sein, obschon die nebelige, dicke Luft sie noch nicht sichtbar werden ließ.

Gegen Mittag zog sich der Nebel weiter hinauf in den finnischen Meerbusen, und nun ward die russische Flotte sichtbar. Sie bestand aus einem Dreidecker, sechzehn Linienschiffen und acht Fregatten, welche vor dem Wind auf die schwedische Flotte zusteuerten.

Natürlich näherte sich die russische Flotte immer mehr und mehr, denn sie hatte den Vortheil des Windes, und konnte daher ihre Distanz bestimmen. Sie war fest entschlossen, sich zu schlagen.

Als sie auf einige Kanonenschußweiten heran war, machte die schwedische Flotte, um ihre Linie zu formiren, eine ausgezeichnet gelungene Wendung, und lag nun südwärts über Backbordshalsen. Bei diesem Manöver luvten auch die russischen Schiffe, und legten sich in dieselbe Richtung wie die schwedischen. Das Treffen begann und dauerte ununterbrochen bis zehn Uhr abends.

Es wäre überflüssig, wenn wir hier die einzelnen Phasen dieser merkwürdigen Seeschlacht beschreiben wollten. Sie steht zur Ehre des schwedischen Namens unauslöschlich in den Annalen der Geschichte aufgezeichnet. Ueberdies ist sie die letzte, wo die große Flotte mit gewaltiger Hand in die Saiten der Harfe griff, deren Töne die Welt mit Bewunderung erfüllt haben.

Noch überflüssiger wäre es, an Helden wie Balthasar Horn, den jungen Lagerstral, Wachtmeister und mehrere andere zu erinnern, welche mit unbeugsamem Mannesmuthe dem Unmöglichen die Spitze boten und bewiesen,

daß dem Herzen, welches das Vaterland liebt, und dem Arm, der die Ehre des Vaterlands vertheidigt, alles möglich ist.

O, Swea, wie stolz kannst du sein auf deine großen, heldenmüthigen Söhne!

Wir wollen uns auch nicht bei der allgemeinen Zerstörung aufhalten, welche auf allen Schiffen, in Batterie, auf Deck und in Takelwerk die Runde machte. Die von Kugeln und Splittern zerrissenen Herzen hatten ihr Blut für Schwedens Ehre vergossen. Der letzte Blick, der aus dem gebrochenen Auge flammte, war auf die wehende, blaugelbe Flagge geheftet, deren Anblick jeden Schmerz vergessen ließ, sodaß die erbleichenden Lippen im Augenblick des Todes noch lächelnd ihr: „Hoch lebe Schweden!" hervorstammelten.

Man kann von diesem Treffen sagen, daß der Ausgang nicht blos für die Flotte, die Armee und den Krieg, sondern auch für das Land von großem, moralischem Nutzen war. Er erweckte die auch am wenigsten Enthusiasmirten zum Leben, und beseelte die ganze Nation mit politischem Muthe.

Während dieser Stunden der Verheerung finden wir Wilhelm und St.-Sue an Bord des Schiffs Gustav III., von welchem die Flagge Sr. königlichen Hoheit des Großadmirals Herzog Karl wehte.

Ein eigenthümliches Schicksal hatte die beiden Freunde zum zweiten mal auf dem Admiralschiff eines Geschwaders zusammengeführt.

Zehn Jahre waren vergangen, seitdem sie das erste mal unter dem Befehl des Grafen von Orvilliers in den Kampf gezogen waren. Wieviel hatten beide seitdem erfahren! Und gleichwol, als sie am Tage der Schlacht einander begegneten, hätte man kaum geglaubt, es sei mehr als ganz kurze Zeit vergangen, so vollkommen gleichmüthig und sorglos waren sie in ihrer äußern Erscheinung.

St.=Sue reichte Wilhelm die Hand, und sagte heiter:

„Ach, lieber Baron, ich möchte darauf schwören, daß wir erst gestern mit Graf Orvilliers' Geschwader nach Brest zurückgekommen seien, so lebhaft steht die Erinnerung an unsern ersten Feldzug vor mir."

„Ihr Anblick, Marquis, könnte auch mich zu dem Glauben verleiten, daß wir noch an Bord des französischen Schiffs wären", antwortete Wilhelm und drückte dem Franzosen die Hand.

„Um so besser. Mit Ihnen in meiner Nähe werde ich mir einbilden, die Russen seien Engländer, und Ihnen mit jubelnder Freude meine wärmsten Bewillkommnungsgrüße entgegensenden."

„Sie können überzeugt sein, Marquis, daß es ebenso heiß hergehen wird, als wenn wir es mit Engländern zu thun hätten."

„Ich rechne darauf. Sie kennen meine Manie, mit dem Tod um das Leben zu würfeln."

„Und Ehre und Wunden zu gewinnen."

„In diesem Falle stehe ich als Franzose in Ihrer Schuld für den Muth und das Blut, welches Sie der französischen Ehre geopfert. Für mich aber gilt der Lorber nichts, diesen können Sie für sich behalten. Sehen Sie nur zu, daß die Ehre Ihnen nicht ebenso wie die Liebe einen häßlichen Streich spielt. Die eine ist ebenso unzuverlässig wie die andere."

Der Marquis entfernte sich. Seine Worte und alles um unsern Helden umher erweckte die Erinnerung an die fröhlichste Zeit seines Lebens, als sein Herz noch offen war für alle Eindrücke, und sich ohne Mistrauen allem hingab, was da schmeichelte und verlockte. Estellens und Luciens Bilder erschienen vor seiner Seele mitten in den Wirbelwolken des Pulverdampfes, der ihn kurz darauf einhüllte. Wilhelm fühlte, daß Jahre vergangen waren,

ohne sein Gemüth älter zu machen. Er zählte gleichsam in diesem Augenblicke wieder erst zwanzig Jahre.

An dem Eifer und der Umsicht, womit er seine Pflichten als Commandant der obern Batterie erfüllte, sah man, daß er mit der überlegenen Klugheit und Erfahrung des Mannes auch noch die glühende Liebe des Jünglings für den Beruf vereinigte, welchem er sein Leben und seine Kräfte gewidmet.

Der Kampf tobte mit unverminderter Wuth weiter. Mehr als ein rechtschaffener, unerschrockener Seemann ward blutend, verstümmelt oder sterbend hinabgeführt.

Der Wind war schwächer geworden und hatte endlich, infolge des vielen Schießens, gänzlich aufgehört. Es war beinahe unmöglich, Linie oder Signale zu unterscheiden.

Die Flotten hatten sich während des Kampfes bedeutend dem südlichen Lande genähert, weshalb Se. königliche Hoheit, der Großadmiral, beschloß, mit dem letzten Hauche, der noch die Wasserfläche kräuselte, vor dem Wind zu wenden; die Signale waren aber, wie schon gesagt, nicht mehr zu unterscheiden.

Der Befehl zur Ausführung dieses Manövers mußte daher durch Ruderschaluppen mitgetheilt werden.

Wilhelm ward beauftragt, in einer solchen zum Admiralschiff gehörigen den Befehl weiter zu befördern.

Mit zwölf Mann, welche die Schaluppe ruderten, trat er seine Mission an. Es war in der That eine der am wenigsten angenehmen, die ihm hätte zugetheilt werden können, und mit nicht geringer Gefahr verknüpft. Die Schwierigkeit, in dem Pulverdampf die schwedischen und nicht die russischen Schiffe zu treffen, war nicht gering. Noch schwieriger war es, nicht zwischen beide Feuer der unaufhörlich schießenden Schiffe zu gerathen.

Wilhelm stieß ab, und theilte den Commandanten der einzelnen Schiffe den Befehl mit, was nur allmählich und nicht ohne einige Unordnung geschehen konnte.

Mehr als einmal während seiner gefährlichen Fahrt ward Wilhelm mit seiner Mannschaft von einer dicht neben dem Boote hin ricochettirenden Kugel mit Wasser bespritzt. Zuweilen befand er sich mitten zwischen zwei wie besessen aufeinander loskanonirenden Schiffen. Ueber seinem Haupt ward dann die Eisenbrücke geschlagen, auf welcher der Tod von dem einen Schiff zu dem andern wanderte. Die Kugeln gingen jedoch über ihn hinweg, und er konnte hören, wie sie auf beiden Seiten in den Rumpf der Schiffe einschlugen.

Einen Augenblick lang befand er sich ganz nahe an der Seite eines russischen Schiffs, während die Ruderer sich auf das äußerste anstrengten, um aus der Schußweite der feindlichen Musketen hinauszukommen. Ein andermal hatte er keinen andern Führer als den flammenden Feuerschein aus den Stückpforten.

Endlich war seine Mission glücklich vollführt, obschon vier Mann von den Ruderern verwundet worden.

Nach diesem Intermezzo kam er an Bord zurück, um wieder mit verdoppelter Wuth Tod und Verderben dem Feinde entgegenschleudern zu helfen.

Die Russen hatten, als sie das Manöver der schwedischen Flotte sahen, ebenfalls gewendet, und lagen nun nach derselben Richtung. Der Kampf hatte seinen Fortgang, und erst gegen zehn Uhr Abends erreichte er sein gänzliches Ende.

Als St.-Sue nach diesem blutigen Tage mit Wilhelm zusammentraf, sagte er:

„Baron, ich habe Sie um Ihre Lustfahrt mit dem Befehle zum Wenden beneidet. Das wäre eine Expedition für mich gewesen! Da wäre es mir doch einmal recht ordentlich heiß um die Ohren gegangen.“

„Nun, was das betrifft, so glaube ich, daß Sie es hier auch nicht sonderlich kühl gehabt haben“, antwortete Wilhelm lachend. „Was meinen Sie, Marquis, wie wir Schweden uns aufgeführt haben?“

„Sie sind Franzosen, wenn es Heldenmuth gilt“, versicherte der Marquis.

Die aufgehende Sonne des nächstfolgenden Tags fand die schwedische Flotte wieder in Schlachtordnung und bereit zum Kampfe; obschon aber der Wind derselbe war, wie am Tage vorher, so wagte der russische Admiral Greigh doch nicht, das Treffen zu erneuen, sondern die schwedische Flotte ging nach Sweaborg, die russische nach Seeskär bei Kronstadt.

Siebzehntes Kapitel.

Am 19. Juli begrüßten die Bewohner von Helsingfors die Ankunft des Königs. Am Tage darauf wurden die eroberten Flaggen und Wimpel von den Offizieren der Flotte in feierlicher Procession zur Kirche getragen, wo unter dem Salutfeuer der ganzen Flotte ein Tedeum gesungen ward.

Unter denen, welche sich in der Kirche eingefunden, um den Festlichkeiten beizuwohnen, befanden sich zwei Männer, welche sichtlich soviel als möglich unbemerkt zu bleiben wünschten, während sie selbst mit großer Aufmerksamkeit auf alles Acht gaben, was vorging.

Der eine war ein älterer Mann mit einem intelligenten, sehr schlauen Gesichtsausdruck, der andere schien noch dem Jünglingsalter anzugehören.

Als die Procession die Kirche betrat, betrachtete der jüngere Mann mit spähendem Blick jedes Gesicht, als ob er fürchtete, das, welches er suchte, nicht zu finden. Plötzlich aber wurden die unruhigen Züge durch einen Freudenblitz erhellt; sein ganzer Körper erzitterte heftig, sodaß er sich an den Pfeiler, neben welchem er stand, lehnen mußte. Ganz leise murmelte er:

„Das ist er.“

In diesem Augenblick schritt St.-Sue vorbei. Er plauderte munter mit seinem Nachbar, ohne die beiden Männer zu bemerken.

„Ihr Landsmann, Vicomte!“ flüsterte der ältere Herr auf französisch dem Jüngling zu, der mit den Augen Sr. königlichen Hoheit, dem Großadmiral, und seiner Suite folgte.

„Ich habe ihn gesehen“, stammelte der Vicomte aufgeregt.

Während das Tedeum gesungen ward, verwendete der fremde junge Mann kein Auge von der Stelle, wo St.-Sue sich befand. Seine Brust hob sich unruhig, und der kurze, fast keuchende Athemzug gab zu erkennen, daß sein Inneres in Aufruhr war.

„Sie sind unwohl, Vicomte“, flüsterte sein Begleiter. „Ist es nicht am besten, wenn wir von hier fortzukommen suchen?“ setzte er mit einem unruhigen Blick auf das beinahe verstörte Gesicht des Jünglings hinzu.

„Ruhig!“ befahl der Vicomte, und zwar in einem Tone, welcher deutlich verrieth, daß er gewohnt war zu befehlen, und daß er den Mann, zu dem er sprach, als einen Untergebenen betrachtete.

Die Feierlichkeiten in der Kirche gingen zu Ende, und die Procession setzte sich wieder in Bewegung, um mit den eroberten Trophäen abzuziehen.

Sie kam wieder an dem Vicomte und seinem Begleiter vorbei. Während aller Augen mit dem Ausdruck von mehr oder weniger Begeisterung auf das lebhafte und im höchsten Grade intelligente Gesicht des geistreichen Königs gerichtet waren, schien der Blick des Fremden an das Gefolge des Herzogs gekettet zu sein, worunter sich St.-Sue zugleich mit den Offizieren der Flotte befand.

Nachdem alle die Kirche verlassen hatten, athmete der junge Mann tief auf und flüsterte:

„So habe ich ihn also wiedergefunden.“

Dann wendete er sich zu seinem Begleiter mit den Worten:

„Kommen Sie, lassen Sie uns gehen.“

Sie bahnten sich den Weg durch das Volksgedränge und weiter bis auf den Markt, wo der König in seiner brillanten, geistreichen Weise in Bezug auf die gewonnenen Trophäen die neuen Lorbern, welche Schweden geerntet, und die Ehre, welche im weitern Verlaufe des Kriegs noch zu gewinnen stand, eine zierliche Rede hielt. Dann wurden Belohnungen ausgetheilt.

Wilhelm ward bei dieser Gelegenheit von dem Herzog-Großadmiral zu seinem Kammerherrn ernannt.

Unter den Kameraden Wilhelm's war dabei ein Gesicht zu bemerken, welches förmlich aschgrau ward. Es war das Cellner's.

Alle Ehre, welche Wilhelm errungen, hätte Cellner ruhig mit ansehen können; daß er aber auf diese Weise in den Zauberkreis der Fürstengunst gezogen ward, dies war etwas, was seinen Neid in so hohem Grade erweckte, daß keine Willensanstrengung hinreichte, um den Ausdruck dieses Neides zu verbergen. Auch er war an Bord des Großadmiralschiffs gewesen, aber keine besondere Belohnung oder Auszeichnung ward ihm zu Theil.

Nach diesen Ceremonien wurden die gefallenen Schiffscommandanten mit großer Feierlichkeit zur Erde bestattet.

Achtzehntes Kapitel.

Eines Abends, einige Tage nachdem die Flotte nach der Rhede von Sweaborg abgegangen war, begab sich Cellner von dort in Dienstangelegenheiten nach Helsingfors.

Sein Gesicht gab jetzt noch größere Unzufriedenheit als gewöhnlich kund. Man konnte darin lesen, daß er über etwas brütete, was seine Seele marterte. Als er ans Land stieg, schlug er sofort den Weg nach dem Hafen von Helsingfors ein, und wanderte langsam weiter. Er war in Gedanken versunken, sein Blick auf den Boden geheftet, sein Mund scharf zusammengekniffen. So setzte er mit zögernden Schritten seine Wanderung fort.

Alle seine Gedanken drehten sich um einen einzigen Gegenstand, und dieser war — Wilhelm.

Wilhelm's Ernennung zum Kammerherrn des Herzogs schien Cellner gleichsam von allen andern Interessen losgerissen und unmittelbar in den wildesten Strudel des Neides gestürzt zu haben.

Er rief sich ins Gedächtniß zurück, wie Wilhelm während des Kampfes sich durch Kaltblütigkeit und unerschütterlichen Muth, wofür er später auch alle möglichen Lobsprüche geerntet, ausgezeichnet hatte. Aber auch

Cellner hatte ja mitten im Kugelregen gestanden, und dennoch hatte auch nicht ein einziger von seinen Vorgesetzten oder Kameraden ihm etwas zur Aufmunterung für seinen bewiesenen Muth gesagt. Der Großadmiral hatte ihn nicht einmal einen Blick, geschweige denn eine Auszeichnung zu Theil werden lassen, und Cellner fragte sich selbst, ob er nicht dennoch im ganzen genommen ein ebenso tüchtiger und geschickter Offizier sei wie Wilhelm.

Die Antwort auf diese Frage fiel natürlich zu seinem eigenen Vortheil aus. Er betrachtete sich folglich als zurückgesetzt und ungerecht behandelt, während er zugleich die Wilhelm zu Theil gewordene Auszeichnung für die größte Parteilichkeit ansah. Die Ursache davon suchte er nicht in Wilhelm's Verdiensten, sondern darin, daß der ältere Stjernkrona so gut beim König stünde, und folglich der Sohn den Vortheil davon genösse.

Während Cellner diese Betrachtungen anstellte und darüber nachdachte, wie er durch einen glücklichen Zufall auf denselben Standpunkt, wie Stjernkrona, gelangen könnte, achtete er nicht darauf, daß ein feingekleideter junger Mann, der das Ansehen eines vollendeten Stutzers hatte, ihm in einer Entfernung von einigen Schritten folgte.

Als Cellner aus dem Boote sprang, welches ihn nach Helsingfors herübergebracht, hatte der junge Elegant am Strand gestanden und nach Sweaborg hinübergeblickt, und als Cellner, ohne ihn zu beachten, die Wanderung durch den Hafen antrat, folgte ihm der junge Mann.

Am Ende des Hafens angelangt, drehte Cellner sich herum, und sah sich plötzlich dem jungen Manne gegenüber. Cellner stutzte, wie man stets thut, wenn sich einem ein unerwartetes Hinderniß in den Weg stellt. Einen Augenblick später wollte Cellner jedoch an dem schlanken, jungen Herrn vorübergehen, dessen auf ihn geheftete Augen einen beinahe peinlichen Eindruck machten.

„Pardon, monsieur!" sagte der junge Mann mit

einer höflichen Verbeugung. „Wollen Sie vielleicht die Güte haben, mir Auskunft zu geben, wie man nach Sweaborg hinübergelangen kann? Ich habe dort einen Landsmann, der an Bord des Admiralschiffs dient.“

Cellner antwortete sogleich in fließendem Französisch:

„Sie suchen wol den Marquis St.-Sue?“

„Ganz recht, mein Herr.“

„Dieser ist jetzt nicht in Sweaborg, sondern hier in Helsingfors.“

„Wissen Sie vielleicht, wo man ihn treffen kann?“

„Wenn er am Lande ist, so wohnt er stets bei dem Baron von C—g. Wenn Sie wollen, will ich Sie dahin begleiten.“

„Sie werden mich dadurch zu großem Danke verpflichten, mein Herr!“ antwortete der Franzose mit artigem Lächeln.

Sie nahmen den Weg hinauf nach der Stadt, während der Fremde anfangs die Conversation allein führte. Mit der gewöhnlichen Leichtigkeit, womit seine Landsleute ein Gespräch anzuknüpfen verstehen, wußte der junge Mann auch zu interessiren, während er doch eigentlich weiter nichts that, als daß er seinen Begleiter über dies und jenes ausfragte.

Es geschah dies gleichwol auf so geschickte Weise, daß Cellner es nicht bemerkte. Er fühlte sich im höchsten Grade interessirt, weil der Franzose jede Frage durch ein Compliment bemäntelte, welches Cellner's alles absorbirende Eitelkeit schmeichelte.

Die äußere Erscheinung des jungen Mannes war im höchsten Grade eigenthümlich. So besaß sie zum Beispiel etwas Unklares, um nicht zu sagen Räthselhaftes. Das Gesicht war feingeformt, die Züge regelmäßig, die Nase untadelhaft, und der Mund hatte einen Ausdruck von fester Entschlossenheit, welche man bei einem so jungen Manne nicht gesucht hätte. Die sorgfältig gepuderte und gut frisirte Perrüke umschloß eine Stirn, die von einer

schwarzen Binde verunziert ward, welche von dem einen Ohre schräg darüber hinwegging.

Das ganze Gesicht erhielt dadurch ein eigenthümliches, geheimnißvolles Gepräge, sodaß man auf den ersten Augenblick Mühe hatte, die Züge zu unterscheiden. Die Binde glich einer Larve, hinter welcher ein Theil des Gesichts verborgen war.

Was die Körperlänge betraf, so war der junge Mann mehr klein als groß, und sehr schlank. Trotzdem aber lag ein gewisser Ausdruck von Kraft und Behendigkeit in der Art und Weise seines Ganges und seiner Bewegungen überhaupt.

Sein ganzes Aeußere verrieth Energie, unbeugsame Festigkeit und unerschütterlichen Muth in Verbindung mit einer gewissen unruhigen Wachsamkeit. Er schien die Tage der Kindheit erst ganz kürzlich hinter sich gelassen zu haben.

Mit bewundernswürdigem Takt lenkte er das Gespräch auf die Rüstungen der Schweden zur Fortsetzung des Kriegs und dergleichen, und erfuhr von Cellner alles, was er wünschen konnte.

Cellner, der einen Fremden vor sich hatte, sprach von allem, was er wußte, und suchte dabei zugleich mit seinen Worten einen etwas hohen Begriff von sich selbst zu geben, indem er darauf hindeutete, daß er bei dem Herzog Karl in hohen Gnaden stünde — ein Genuß, dessen unser armer Lieutenant bisjetzt blos im Traume theilhaftig geworden, wovon er aber ebendeshalb so außerordentlich gern sprach.

Ueberdies hatte er ja, möchte es kosten was es wolle, fest beschlossen, dereinst diese Gunst zu erringen, die für ihn das Ziel war, nach welchem er strebte.

Als sie die Wohnung des Baron C—g erreicht hatten, sagte Cellner höflich:

„Vielleicht wollen Sie, daß ich mich erkundige, ob

der Marquis zu Hause ist, oder ob er sich gegen meine Vermuthung nach dem Admiralschiff zurückbegeben hat?"

„Sie sind allzu gütig", antwortete der junge Mann und verbeugte sich.

Er blieb vor dem Hause stehen, blickte Cellner nach und murmelte bei sich selbst:

„Dieser Mensch scheint ganz das zu sein, was ich wünsche. Ich kann mir vielleicht ein vortreffliches Werkzeug aus ihm machen. Wenigstens für den Augenblick hätte ich keinen passendern Narren treffen können als diesen."

Nach wenigen Augenblicken kam Cellner zurück und meldete, daß der Marquis sich in den von ihm bewohnten Zimmern allein befände.

Der Franzose dankte ihm für die Mühe, die er ihm gemacht, und bat ihn dann, ihm seinen Namen zu sagen.

Cellner nannte denselben und erhielt zum Austausch die Karte des jungen Mannes, der zugleich den Wunsch aussprach, während seines Verweilens in Helsingfors eine Bekanntschaft fortsetzen zu können, die so angenehm begonnen.

Nach diesen und noch einigen andern Complimenten trennten sie sich.

Cellner war außer sich vor Entzücken; seine Eitelkeit war durch die Artigkeit des Fremdlings geschmeichelt worden, und er glaubte nie mit einer interessantern Persönlichkeit zusammengetroffen zu sein.

Auf der Karte, welche der Franzose ihm überreicht, stand: „Vicomte Philipp von Outrouville."

Neunzehntes Kapitel.

Es ist eine allgemein bekannte Sache, daß die Gastfreundschaft in Finnland denselben Charakter hat wie in Schweden, daß man es dort ebenso wie bei uns für eine heilige Pflicht hält, Fremdlingen jede mögliche Artigkeit zu erzeigen.

St.-Sue hatte Gelegenheit, dies an sich selbst zu erfahren, denn kaum hatte er das Schiff verlassen und war, von Stjernkrona begleitet, ans Land getreten, so ward ihm von allen Seiten mit der größten Gastfreundschaft begegnet.

Baron C—g, der weitläufig mit Wilhelm verwandt war, lud sofort sowol seinen Verwandten als dessen französischen Freund ein, seine große und stattliche Wohnung, so oft sie ans Land kämen, als Absteigequartier zu benutzen.

Eine Weigerung, von diesem Anerbieten Gebrauch zu machen, wäre von dem finnischen Edelmann sehr übel aufgenommen worden, und ward deshalb mit Dank angenommen.

Ein Theil des ersten Stockwerks ward auf diese Weise den beiden Offizieren überlassen. St.-Sue benutzte zwei

Zimmer, und Wilhelm ebenfalls zwei. Einen großen, schönen Saal benutzten sie gemeinschaftlich.

Wilhelm und der Marquis waren an dem obenerwähnten Tage zeitig des Morgens ans Land gegangen, und hatten denselben in Helsingfors zugebracht.

Ein höherer Magistratsbeamter der Stadt hatte ein großes Diner für einen Theil der Offiziere der Flotte veranstaltet, und Wilhelm und St.-Sue befanden sich ebenfalls unter den Gästen.

Gleich nachdem das Mahl vorüber war, schlich der Marquis sich fort, um nach Hause zu gehen.

Stjernkrona, der Günstling und Stolz aller, konnte sich nicht so schnell losreißen, sondern verweilte noch unter den heitern Gästen.

In dem Innersten seiner Zimmer saß der Marquis. Er lehnte sich in die Sofaecke. Hut, Handschuhe und Degen lagen auf dem Tische vor ihm. Er hielt die Arme über der Brust gekreuzt, und seine lebhaften Augen stierten gerade vor sich hin.

Es sah wirklich aus, als wäre der heitere, leichtsinnige Franzose in diesem Augenblick mit ernsten, um nicht zu sagen düstern Gedanken beschäftigt.

Doch dies geht nur ihn selbst an. Wir haben nicht die Absicht, sein Inneres zu analysiren, um auszuforschen, wieviel Gutes oder Böses, Kummer oder Freude, Ernst oder Leichtsinn es birgt.

Nachdem er eine Weile unbeweglich gesessen, erhob er sich und begann, eine muntere Melodie pfeifend, im Zimmer auf und ab zu gehen.

Plötzlich ließen sich Tritte in dem Saale vernehmen, welcher zwischen St.-Sue's und Stjernkrona's Zimmer lag.

„Sind Sie es, lieber Baron?“ rief der Marquis und ging in das äußere Zimmer hinaus.

„Nein, mein Herr“, antwortete eine helle Stimme, und Cellner's neuer Bekannter ward an der entgegengesetzten Thür sichtbar.

Bei diesem Anblick blieb St.=Sue unbeweglich stehen, und sah den Vicomte an, als ob er seinen Augen nicht traute. Mit lächelnden Lippen ging dieser ihm entgegen und sagte:

„Wie, Marquis, erschreckt Sie mein Anblick? Ueberrascht Sie derselbe? In diesem Falle gäbe es also doch etwas, was Sie in Erstaunen setzen könnte."

„Sie irren sich, Vicomte; ich habe Ihr Erscheinen schon seit mehreren Wochen erwartet", antwortete der Marquis in seinem gewöhnlichen, leichtfertigen Tone. „Als uns die russischen Kugeln um die Ohren sausten, glaubte ich immer, Sie in Gestalt einer Bombe auf das Admiralschiff niederschlagen zu sehen."

„Wirklich! Es macht Ihrer Menschenkenntniß alle Ehre, daß Sie mich verstanden haben, als ich erklärte, wir würden uns entweder in Finnland oder in Schweden treffen."

Der Vicomte legte Hut und Handschuhe ab, warf sich dann auf ein Sofa und rief:

„Nun, was gibt's hier Neues bei Ihnen?"

„Wir haben uns bei Hogland geschlagen", antwortete der Marquis lächelnd und setzte sich neben seinen Gast, den er mit forschendem Blick betrachtete.

„Nennen Sie das etwas Neues? Ich war ja mit dabei, und nahm an dem Kampfe theil."

„An Bord der russischen Flotte?"

„Allerdings. Da Sie unter der schwedischen Flagge kämpften, so blieb mir weiter nichts übrig, als den Russen zu helfen."

„Davon sehe ich aber die Nothwendigkeit nicht ein."

„Nicht?"

„Nein! Allerdings ist es wahr, daß wir Todfeinde sind, daß wir einander hassen; aber, mon Dieu, deswegen waren Sie nicht genöthigt, sich den schwedischen Kugeln auszusetzen. Es gibt ja so viele andere Mittel, seine unversöhnlichen Gefühle zufrieden zu stellen. Wir

können uns ja zum Beispiel duelliren", rief der Marquis lachend.

Der Vicomte betrachtete ihn schweigend einen Augenblick lang, dann sagte er mit seltsamem Lächeln:

„Sie sind der angenehmste und furchtbarste Feind, den ein Mensch haben kann."

Dann sprang er auf und rief heftig und mit geballten Fäusten:

„Ha, wenn ich bedenke, auf wie teuflische Weise Sie gehandelt, wie Sie mein Glück zertrümmert und alle meine Träume von irdischer Freude vernichtet haben, dann ist es mir, als wünschte ich, daß Sie so viel Leben besitzen möchten, als es Qualen in meiner Seele gibt. Und hätten Sie tausend Leben, so würde ich sie Ihnen alle nehmen, eins nach dem andern und Tropfen um Tropfen, damit Sie die Martern eines tausendfachen Todes leiden müßten."

„Man hört, daß Sie Millionär sind, Vicomte, denn Sie sind im höchsten Grade freigebig. Es wundert mich wirklich, daß ich noch lebe. Weshalb haben Sie sich nicht mit dem einen Leben begnügt, welches ich wirklich besitze?"

„Weil es bisjetzt zu wenig gewesen ist, um meinen Rachedurst zu löschen, meinen Haß zu befriedigen und Ihr Verbrechen zu sühnen."

Philipp warf sich wieder auf das Sofa.

St.-Sue saß mit seiner leichtsinnigen Miene unbeweglich da, gerade als ob von den amusantesten Dingen die Rede wäre.

„Sie sind verschwenderisch gegen sich selbst, wenn Sie mich das Einzige behalten lassen, was ich nicht zu vertheidigen beabsichtige", sagte St.-Sue.

„Beabsichtigen Sie nicht, Ihr Leben zu vertheidigen?"

„Gegen Sie nicht, Vicomte."

„Aber doch Ihren Frieden, Ihre Ehre?"

„Diesen können Sie nichts anhaben."

„Wissen Sie das gewiß?"

„Ja wohl, ganz gewiß.“

„Wir wollen sehen. Merken Sie wohl: nicht Sie sind es, gegen den ich den Streich führen werde, sondern —“

„Wie befindet sich Frau von Estrier?“ unterbrach ihn St.-Sue in unnachahmlichem Tone.

Wenn man den Vicomte mit einer scharfgeschliffenen Waffe berührt hätte, so hätte er keine heftigere Bewegung des Schmerzes machen können. Er sprang auf und rief:

„Marquis, diesen Namen —“

„Wage ich auszusprechen“, antwortete St.-Sue ruhig, und sah den jungen Mann mit festem Blick an; „aber Sie haben nicht den Muth, ihn zu hören. Wohlan, Vicomte, wer von uns beiden ist wol der Stärkste, Sie oder ich? Sie, der Sie vor einem Namen zittern, oder ich, der sich durch Sie nicht aus seiner Ruhe bringen läßt? Ich bin sonach allein Herr über Ihren Frieden und Ihre Ehre. Ich brauche ja blos Estelle von Estrier zu nennen, um Sie zittern zu machen.“

Der Marquis schlug ein Bein über das andere, schaute nach der Decke hinauf, und setzte ganz gleichgültig hinzu:

„Leugnen läßt sich allerdings nicht, daß, wenn Sie an die schöne, bezaubernde Estelle denken, Ihr Herz vor Schmerz beben muß. Das traurige Schicksal derselben kann nicht anders als schwer auf Ihrem Gewissen ruhen.“

Der Vicomte hatte sich vollkommen wieder erholt, und sagte deshalb, indem er sich setzte:

„Sie, Marquis, haben doch wol nicht die Absicht, als ihr Rächer aufzutreten?“

„Nein, ich greife der Vorsehung niemals vor. Ich lasse diese, ohne jede Einmischung von meiner Seite, das Rad der Ereignisse drehen.“

Hier ward das Gespräch durch das Geräusch von Tritten im Saale unterbrochen. Eine Männerstimme trällerte eine muntere Melodie.

Bei dem Klange der Stimme richtete der Vicomte rasch den Kopf empor und horchte. St.=Sue beantwortete diese Bewegung, indem er sagte:

„Es ist mein Freund, Baron Stjernkrona."

Hierauf erhob er sich und ging Wilhelm in den Saal hinaus entgegen.

„Ah, Sie sind schon zu Hause, Marquis!" rief Wilhelm. „Sie hatten sich fortgeschlichen, ohne daß ich etwas bemerkt hatte."

„Was sollte ich weiter thun? Nachdem man ein so gründliches, finnisches Mahl zu sich genommen, ist man nicht im Stande, noch zu denken, geschweige denn zu sprechen. Es bleibt daher weiter nichts übrig, als die Ruhe zu suchen", antwortete der Marquis, und setzte sich in einen der Armsessel.

Wilhelm folgte seinem Beispiel. Eine Weile plauderten sie noch von dem stattgehabten Banket, dann sagte Wilhelm:

„Wie gefällt Ihnen mein Freund Cellner?"

„Nicht sonderlich", antwortete der Marquis. „Sie haben mir diese Frage schon einmal vorgelegt, und ich gab Ihnen damals ganz dieselbe Antwort."

„Ja, jetzt fällt es mir ein", sagte Wilhelm und schaute gedankenvoll vor sich hin. „Ich traf ihn eben, als ich das Banket verließ, und seine düstere Miene fiel mir auf. Ueberhaupt ist er mir schon seit unserer Affaire bei Hogland ganz verändert vorgekommen."

„Getäuschte Hoffnungen! Doch lassen wir ihn und —"

„Nur noch ein Wort. Glauben Sie, daß Cellner so ehrgeizig sei —"

„Auszeichnung gewinnen zu wollen? Ja, das glaube ich; aber, wenn es Ihnen recht ist, so wollen wir kein Wort mehr in Bezug auf ihn sprechen."

„Wie Sie wollen. Bleiben Sie über Nacht am Land?"

„Ja, ich glaube. Ueberdies habe ich auch Besuch von einem Landsmann bekommen."

„Von einem Landsmann!“ wiederholte Wilhelm.

Der Marquis erhob sich und machte mit der Hand eine Bewegung nach der Thür, indem er sagte:

„Er ist da drinnen, und es würde mir Vergnügen machen, ihn Ihnen vorzustellen.“

Wilhelm hatte sich ebenfalls erhoben und sagte verbindlich, indem er nach seiner Uhr sah:

„Sie treiben die Artigkeit ein wenig zu weit, Marquis, wenn Sie so um meinetwillen einen Gast vernachlässigen. Ich meinerseits muß Sie nun verlassen, um mich zu dem Herzog zu begeben. Die Bekanntschaft mit Ihrem Landsmann, wie angenehm mir dieselbe auch wäre, muß ich sonach aufschieben.“

Wilhelm reichte St.-Sue die Hand.

„Aber so viel Zeit als nöthig ist, Ihnen meinen Landsmann vorzustellen, könnten Sie mir doch wol schenken.“

„Ich habe keine Minute mehr übrig. Warum sagten Sie mir nicht sogleich, daß Sie etwas so Ungewöhnliches, wie einen Franzosen hier mitten in Finnland, zu bieten hätten? Leben Sie wohl, Marquis, wir treffen uns später heute Abend.“

Wilhelm drückte dem Marquis die Hand und eilte in sein eigenes Zimmer, um einige nothwendige Veränderungen in seiner Toilette vorzunehmen, ehe er sich zu dem Großadmiral begab.

St.-Sue sah ihm lächelnd nach und murmelte:

„Das war schade.“

Dann drehte er sich auf dem Absatz herum, und ging wieder hinein zu dem Vicomte.

„Ihr Freund hatte große Eile“, sagte Philipp von Outrouville mit feinem Lächeln. „Ich ging des Vergnügens verlustig, seine Bekanntschaft zu machen.“

„Wie Sie hörten, war die Schuld nicht mein“, antwortete St.-Sue. „Ich that alles, was ich thun konnte; was aber heute nicht geglückt ist —“

„Kann morgen glücken, wollen Sie sagen.“

Der Vicomte stand, indem er dies sagte, auf und setzte hinzu:

„Ich beklage wirklich, Ihren Wünschen in dieser Beziehung nicht entgegenkommen zu können, weil ich morgen eine längere Reise in das Innere von Finnland anzutreten gedenke.“

„Wollen Sie Helsingfors so schnell wieder verlassen?“

„Ja, was habe ich hier weiter zu thun, nachdem ich Sie getroffen?“

„War dies der einzige Grund, weshalb Sie sich hierherbegeben und allen Gefahren getrotzt haben, welche unter den jetzigen Verhältnissen unbedingt mit einem solchen Besuche verknüpft sein müssen?“

St.-Sue sah den Vicomte an.

„Für den, welcher liebt, oder für den, welcher haßt, gibt es weder Gefahren noch Tod. Leben Sie wohl, Marquis! Ich hoffe, daß wir uns recht bald wieder begegnen werden.“

Der Vicomte that einige Schritte nach der Thür; St.-Sue aber stellte sich ihm in den Weg und sagte:

„Noch einen Augenblick, mein Herr, ehe wir scheiden. Was beabsichtigen Sie mit diesem seltsamen Auftritt? Sie erinnern sich wol, daß ich gewissermaßen zu dieser Frage berechtigt bin.“

„Marquis, ich will Ihre Frage durch eine andere beantworten. Haben Sie unsere letzte Begegnung in Paris vor sechs Monaten vergessen?“

„Durchaus nicht. Es war am Tage nach —“

„Sie brauchen nichts von dem zu wiederholen, was jene Begegnung veranlaßte, ebenso wenig als etwas, was die Persönen betrifft, die hierbei in Frage kommen, sondern blos —“

„Ich soll mich blos meines Ihnen gegebenen Ver-

sprechens erinnern, nicht wahr?" fragte der Marquis sich verbeugend.

„Allerdings."

„Wohlan, mein Herr, Sie finden wol, daß ich dieses Versprechen gehalten, da ich während einer ganzen Stunde auch nicht einen Augenblick vergessen habe, was die Höflichkeit verlangt. Aber, Vicomte, wir führen Krieg, und folglich habe ich das Recht zu fragen: Soll es ein ehrlicher Kampf sein, bei welchem blos unser Leben auf das Spiel gesetzt wird, oder —"

„Das Leben des Menschen wird, im Grunde genommen, täglich aufs Spiel gesetzt, Marquis, weil man, wenn es zu Ende ist, weder etwas zu gewinnen noch zu verlieren hat. Auf Ihr Leben habe ich es durchaus nicht abgesehen."

Der Vicomte trat dem Marquis einen Schritt näher und legte ihm die Hand auf die Schulter, während er in scherzendem Tone fortfuhr:

„Wenn es Ihr Leben wäre, wornach ich trachte, so wären Sie niemals nach Schweden gekommen. Nein, es ist etwas anderes, was ich haben will, um mich zu rächen."

„Aber gleichwol ist es das Einzige, was Sie mir nehmen können", versicherte St.-Sue lachend.

„Das werden wir sehen!" entgegnete der Vicomte, indem er seine Hand zurückzog und gleichgültig hinzusetzte: „Ich hörte einmal von ein paar jungen Männern erzählen, welche Nebenbuhler waren. Um dem Zwist ein Ende zu machen, beschlossen sie, um den Gegenstand ihrer Liebe eine Partie Schach zu spielen. Wer diese gewänne, sollte die Schöne gewinnen. Wohlan, Marquis, wir beide sind auch ein paar Schachspieler."

„Aber doch nicht um eine Geliebte?" fragte der Marquis lächelnd.

„Nein, Sie wissen am besten, um was wir spielen. Wenn ich Sie matt gesetzt, Ihnen alle Figuren geschlagen und den König genommen haben werde, dann — dann

werde ich den letzten Streich führen, und — Adieu, Marquis!"

„Adieu, Vicomte!" sagte der Marquis mit einer höflichen Verbeugung. Ich hoffe, daß wir im weitern Verlauf des Spiels einander wieder begegnen, und seien Sie versichert, daß es Ihnen nicht gelingen soll, mich mit dem ersten Zuge matt zu setzen."

„Das erwarte ich selbst nicht, denn Sie sind ein geschickter Spieler. Dies soll mich aber nicht hindern, die Partie doch zu gewinnen. Ich werde nichts unversucht lassen, um —"

„Sieger zu werden", fiel St.-Sue ein. „Bedenken Sie aber, daß es bei unsern menschlichen Berechnungen blos eins gibt, was sicher ist, nämlich das, was wir nicht berechnet haben. Es ist gefährlich, allzu fest auf seine eigene Fähigkeit zu bauen."

Der Marquis trat ein wenig auf die Seite, und der Vicomte ging auf die Thür zu, indem er sagte:

„Wenn dieser Satz wahr ist, bester Marquis, dann fürchte ich, daß wir keiner von beiden die Partie gewinnen."

„Ja, wer weiß? Die Ereignisse können ja das Spiel über den Haufen werfen."

„Das wäre aber schade. Leben Sie wohl!"

Der Vicomte setzte seinen eleganten Hut auf, und entfernte sich.

Als die Thür sich hinter ihm schloß, rief St.-Sue sehr heiter:

„Nimm du deinen ganzen Anhang von satanischen Intriguen zu Hülfe, du sollst dennoch matt gesetzt werden, dafern mir nicht die Russen den Kopf vom Rumpfe schießen! Und nun rasch ans Spiel."

Der Marquis zog die Klingel.

Ein kleiner, magerer, schwächlicher Diener ward sichtbar. Sein schwarzes Haar und seine kleinen, braunen

Augen schienen zu verrathen, daß er von den in Finnland in großer Anzahl herumstreichenden Tataren abstamme.

Simon war Diener des Baron C—g, hatte in seinem Hause schon lange Jahre gedient, und war mit seinem Herrn auch längere Zeit in Frankreich gewesen. Er radebrechte daher so ziemlich französisch, war zuverlässig und aufmerksam und ein Muster aller Diener — lauter Eigenschaften, welche den Baron bewogen hatten, ihn mit der Bedienung des Marquis und Wilhelm's zu beauftragen.

„Sahst du den Herrn, der soeben von hier fortging?" fragte der Marquis den sich verbeugenden Simon.

„Ja, Herr Marquis."

„Nun so gehe ihm nach, aber ohne daß er es bemerkt, und sieh, welchen Weg er nimmt. Ich wünsche es zu wissen."

Simon verschwand.

Zwanzigstes Kapitel.

Als der Vicomte von dem Marquis herunterkam, blieb er eine Weile stehen, als wäre er unschlüssig, welchen Weg er einschlagen sollte. Bald blickte er die Gasse hinauf, bald hinunter, und dachte offenbar über etwas nach. Plötzlich schien der Anblick einer Uniform ihn zu bestimmen. Er ging dem sich nähernden Militär gerade entgegen, während er dachte:

„Der Zufall wäre mir sehr günstig, wenn er mir den Lieutenant Cellner wieder in den Weg führte."

Mittlerweile war der Offizier näher gekommen und es war wirklich Cellner, der sich seines Auftrags in Helsingfors entledigt hatte und jetzt auf dem Rückweg nach dem Hafen hinunter begriffen war, um sich nach Sweaborg zu begeben.

Die Begegnung war für beide Theile eine freudig überraschende. Man sagte sich gegenseitig verschiedene Artigkeiten, worauf der Vicomte fragte, ob Cellner für den noch übrigen Abend frei wäre.

Cellner antwortete, er habe noch einige Stunden zu seiner Verfügung, ehe er wieder in Sweaborg einzutreffen brauchte.

Der Vicomte begab sich nun mit ihm nach dem vornehmsten Weinkeller der Stadt, wo die beiden jungen Männer sich ein Zimmer für sich geben ließen und während sie eine Flasche Wein tranken, vom Krieg zu sprechen begannen, ein Thema, welches der Vicomte mit großer Geschicklichkeit zur Sprache brachte.

Cellner trank gern, ohne eigentlich Trinker zu sein, und wenn er einige Glas genossen hatte, ward er allemal sehr mittheilsam.

Er achtete nicht darauf, daß der liebenswürdige Fremdling sehr wenig trank, dagegen ihn sehr fleißig nöthigte, sein Glas zu leeren.

Der Vicomte verfolgte die Wirkung des Weins mit großer Aufmerksamkeit und stellte seine Fragen so wie Cellner redseliger ward. Nachdem sie ein paar Stunden beisammen gewesen waren, und als sie endlich scheiden wollten, wußte der Vicomte nicht blos alles, was Cellner, sein Streben und seine Schwächen betraf, sondern auch noch eine Menge andere Dinge, die von großem Gewicht waren und den Franzosen in hohem Grade interessirten.

Der Vicomte begleitete Cellner bis an sein Boot und sagte ihm hier Lebewohl für den Fall, daß sie einander nicht wiederträfen.

Nachdem Cellner's Boot vom Lande abgestoßen war, blieb der Vicomte noch stehen, schaute ihm nach und dachte:

„Dieser Mensch ist ein sehr geeignetes Werkzeug zur Förderung meiner Pläne. Er ist aus den Elementen zusammengesetzt, aus welchen man einen Feind für das Glück und den Erfolg anderer schafft, denn wenn ein edler Ehrgeiz zur Tugend führt, so glaube ich dagegen ganz bestimmt, daß ein leidenschaftliches Streben nach Auszeichnung zum Verbrechen führt. Indessen, welche menschliche Leidenschaft könnte nicht dahin ausarten? Das Schönste und Höchste, was in dem Herzen wohnen kann, verwandelt sich leicht in eine ganze Welt schlimmer Leiden-

schaften. Doch was geht das mich an? Jetzt gilt es, unbemerkt an Ort und Stelle zu gelangen, um mitzutheilen, was es mir gelungen ist, zu erfahren."

Der Vicomte drehte sich um und wanderte langsam von dem Hafen hinweg.

Simon hatte mittlerweile dem Marquis rapportirt, daß sein Gast mit dem Lieutenant Cellner zusammengetroffen sei und sich in Gesellschaft desselben nach dem Rathhauskeller begeben habe.

Der Marquis machte sich auf diese Mittheilung hin sofort auf, um ebenfalls einen Besuch in dem Keller zu machen und den Vicomte unbemerkt zu beobachten. Er sah ihn fortgehen und Cellner nach dem Hafen hinunterbegleiten. Er folgte ihm und spionirte aus, wohin er dann seine Schritte lenkte.

Der junge Franzose wohnte bei einem deutschen Kaufmann Namens Keineroth, welcher sich vor zehn Jahren in Helsingfors niedergelassen und für sehr reich galt. Keineroth stand in Handelsverbindungen mit den meisten auswärtigen Märkten und machte sehr bedeutende weitläufige Geschäfte.

Der Vicomte war einige Tage vor dem Besuche bei St.-Sue, wie man sagte, mit einem von Keineroth's Schiffen, welches mit einer Ladung Wein von Marseille kam, in Helsingfors angekommen.

Der junge französische Edelmann war, wie es hieß, zu seinem Vergnügen auf einer Reise nach Schweden und Finnland begriffen. Er streute Gold mit vollen Händen um sich her, war äußerst freigebig und sprach niemals von etwas, was Politik oder Krieg betraf. Demzufolge hatte er während seines kurzen Verweilens in Helsingfors durchaus keinen Anlaß zum Argwohn gegeben, sondern die gewöhnliche Gastfreundschaft von den adelichen

Familien erfahren; mit welchem er durch den Kreishauptmann, bei dem er seinen Paß vorgezeigt, in Berührung gekommen war.

Reineroth lebte auf großem Fuße, wie es einem reichen Manne geziemte, und hatte in seinem Hause dem jungen Franzosen mehrere Zimmer anweisen lassen.

Nach dieser Wohnung lenkte der Vicomte seine Schritte, als er den Hafen verließ. Als er einige Augenblicke später in sein Zimmer trat, ward er hier von seinem Diener empfangen, einem Manne von mongolischem Aussehen, obschon er französisch sprach wie ein geborener Franzose, und auch behauptete, ein Pariser zu sein.

Der Vicomte reichte ihm Hut und Handschuhe mit den Worten:

„Hat jemand nach mir gefragt?"

„Nein, Herr Vicomte", antwortete der Diener.

„Um so besser! Wir müssen noch heute Nacht von hier fort, verstehst du?"

„Ja, Herr Vicomte."

In dem Augenblick, wo der Vicomte in sein Privatzimmer hineingehen wollte, öffnete sich die Thür und St.-Sue stand auf der Schwelle.

Wenn der Marquis durch den Anblick des Vicomte, als dieser ihn besuchte, überrascht worden war, so schien der Vicomte jetzt nicht weniger erstaunt zu sein, als er St.-Sue erblickte. Er prallte einen Schritt zurück und rief:

„Marquis, Sie hier! Was führt Sie hierher?"

„Der Wunsch, Sie zu überraschen, Vicomte", antwortete St.-Sue. Zugleich warf er einen Blick auf den Diener, fixirte ihn scharf und sagte dann in bestimmtem, befehlendem Tone:

„Verlaß uns; ich habe deinem Herrn etwas zu sagen."

Der Diener wechselte einen Blick mit dem Vicomte.

Wahrscheinlich lag in dem des letztern eine Aufforderung, zu gehorchen, denn der Diener entfernte sich sofort.

Die beiden Franzosen waren nun allein.

„Vicomte, der erste Zug Ihres Spiels begann mit Ihrem Besuch bei mir, nicht wahr?“ hob der Marquis an, während er seinem Wirth in das anstoßende Zimmer folgte.

„Wenn Sie so wollen, ja!“ antwortete der Vicomte artig und lud seinen Gast mit der ganzen Höflichkeit, welche den wohlerzogenen Franzosen kennzeichnet, ein, Platz zu nehmen.

„Wohlan, ich bin nun hier, um das Spiel fortzusetzen“, sagte der Marquis scherzend, „und womöglich eine oder die andere Figur zu schlagen.“

„Sie!“ rief der Vicomte mit blitzenden Augen.

„Ja wohl, ich“, entgegnete St.-Sue lachend. „Wissen Sie, Vicomte, Sie haben einen sehr albernen Zug gethan und Ihren Laufer nicht gedeckt. Ich nehme ihn, ohne daß Sie von mir auch nur einen Bauer als Ersatz bekommen können.“

„Ich bin sehr neugierig zu sehen, wie das zugehen soll“, sagte der Vicomte, obschon man deutlich bemerkte, daß er jetzt seiner ganzen Gewalt über sein Gesicht bedurfte, um ruhig zu scheinen.

„Sie beabsichtigen, sich heute Nacht von hier fortzubegeben, um der russischen Flotte einige Mittheilungen zu überbringen, die es Ihnen gelungen ist, hier zu ergattern.“

„Nun und dann? Was geht dies Sie an?“

„Durchaus nichts, wenn Sie wollen, und dennoch sehr viel. Es kommt darauf an, von welchem Gesichtspunkt aus man die Sache betrachtet. Sie sind als russischer Spion nach Finnland gekommen, Vicomte. Ich bitte, suchen Sie nicht, mich zu widerlegen. Wenn ich etwas Derartiges ausspreche, so bin ich meiner Sache gewiß, Sie haben verschiedenes erfahren, was den Russen sehr

nützlich zu wissen sein kann, dagegen aber den Schweden Schaden bringen muß, wenn es vor der Zeit zur Kenntniß ihrer Feinde käme. Genug, Sie dürfen heute Nacht nicht abreisen. Es wird Ihnen unter keiner Bedingung gestattet, Helsingfors zu verlassen."

„Und wer soll mich hindern?"

„Ich."

Der Vicomte heftete einen langen, finstern Blick auf den Marquis, welcher fortfuhr:

„Sie wollen vielleicht wissen, wie?"

„Das wäre allerdings sehr interessant."

„Das meine ich auch, Sie werden aber entschuldigen, wenn ich mich für den Augenblick darauf beschränke, Ihnen ganz einfach zu rathen, von dieser Reise abzustehen; andernfalls zwingen Sie mich zu Schritten, die ich nicht gern gegen einen Landsmann thun möchte."

„Marquis, Sie haben mir versprochen —"

„Niemals zu vergessen, was Sie als Landsmann das Recht haben können, von mir zu fordern. Ich vergesse aber meine Pflichten gegen die Nation, auf deren Flotte ich diene, ebenso wenig, und deswegen bin ich gezwungen, Sie hier in Helsingfors zurückzuhalten."

Mit diesen Worten schickte der Marquis sich an zu gehen.

„Weder Sie noch die ganze schwedische Flotte sollen im Stande sein, mich abzuhalten, Helsingfors zu verlassen, ehe noch die Sonne aufgegangen ist", rief der Vicomte heftig; „das heißt dafern Sie nicht zum Verräther an Ihrem Wort werden."

„Sie wissen mehr als zu gut, daß ich niemals ein Verräther sein kann; aber Sie sollten nun auch zu der Einsicht gelangt sein, daß Sie stets Unglück haben, wenn ich Ihr Gegenspieler bin. Also, enthalten Sie sich, Ihre Wohnung zu verlassen."

„Ich habe ja schon gesagt, daß der Mensch, der mich dazu vermögen kann, noch nicht geboren ist!"

„Nun dann leben Sie wohl; morgen sehen wir uns wieder.“

Der Marquis ging, verschloß aber die Thür hinter sich, zur nicht geringen Ueberraschung des Vicomte, der durchaus nicht eher als bis St.-Sue den Schlüssel abzog, bemerkte, daß die Thür von außen verschlossen worden.

Philipp von Outrouville war sonach in seinem eigenen Zimmer gefangen.

St.-Sue lenkte nun seine Schritte zu Herrn Keineroth, den er auf seinem Comptoir arbeitend antraf.

Gott allein weiß, was der Marquis zu dem Deutschen sagte, aber Herr Keineroth war ganz blaß um die Nase herum, als St.-Sue ihn verließ.

Von dem deutschen Kaufmann begab sich St.-Sue schleunigst nach seiner und Wilhelm's Wohnung, wo er schnell einige Worte an Stjernkrona schrieb.

Simon erhielt Auftrag, den Brief an den Baron abzugeben, sobald dieser von dem Herzog zurückkäme.

St.-Sue kehrte hierauf in Keineroth's Haus zurück, wo er in dem großen Zimmer vor dem des Vicomte Platz nahm.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Abend stand eben im Begriff, der Erde, welche sich den Armen der Nacht überlassen wollte, Lebewohl zu sagen, als Wilhelm mit eiligem Tritt die Treppe in Keineroth's Haus hinaufging und in das Zimmer trat, in welchem St.-Sue sich befand.

„Mein bester Marquis, was bedeutet Ihr geheimnißvolles Billet?“ rief Wilhelm.

„Es bedeutet erstens, daß Sie leise sprechen sollen, und zweitens, daß es Franzosen gibt, welche lieber unter der russischen Flagge dienen als unter der schwedischen, und daß Sie, wenn Sie nicht ein Verbrechen an Ihrer Pflicht begehen wollen, heute Nacht hierbleiben müssen.“

St.-Sue theilte Wilhelm nun in der Kürze die Gründe mit, aus welchen er seinen Landsmann im Verdacht hatte, ein russischer Spion zu sein. Er schloß mit den Worten:

„Bei einer Gelegenheit, gleichviel welcher, gab ich dem Bürschchen, welches ich hier eingesperrt habe“, er zeigte auf die Thür, die in das Zimmer des Vicomte führte, „das Versprechen, mich niemals an seiner Person zu vergreifen. Zugleich wünsche ich nicht, daß sich noch irgendjemand anders in diese Angelegenheit mische. Des-

halb müssen Sie vor seinem Fenster Posto fassen und einen jeden festnehmen, der von dieser Seite des Hauses herauskommt, in welcher Gestalt er auch erscheinen möge. Ich habe das Haus auf allen Seiten untersucht. Außer diesem Ausgang, den ich bewache, gibt es blos noch einen, nämlich nach dem Garten zu. Das Innere des Hauses kenne ich nicht genau, und es ist daher möglich, daß man aus dem Zimmer meines Gefangenen auf irgendeine unbegreifliche Weise dort hinausgelangen kann. Wenn ich meinen Landsmann übrigens recht kenne, so wird er kein Bedenken tragen, zum Fenster hinauszuspringen, wenn ihm einmal kein anderer Ausweg übrig bleibt. Also, seien Sie auf Ihrer Hut; wir haben es mit einem russischen Spion zu thun."

„O, seien Sie unbesorgt, ich werde es nicht vergessen, und dafern Ihr Landsmann nicht die Fähigkeit besitzt, sich unsichtbar zu machen, so soll er nicht entrinnen", versicherte Wilhelm.

Mit diesen Worten begab er sich hinunter in den Garten und nahm hier einen so versteckten Platz ein, daß man ihn von den Fenstern aus nicht beobachten konnte.

Eine Stunde nach der andern verging, ohne daß in dem ganzen Hause die mindeste Bewegung zu verspüren gewesen wäre. Endlich begann Wilhelm zu glauben, der französische Gefangene habe es für das Räthlichste gehalten, keine Flucht zu wagen.

Der Wächter rief: „Die Glocke hat Eins geschlagen", und das Dunkel der Augustnacht lag über die Erde ausgebreitet.

Wilhelm besaß die bei Seeleuten sehr gewöhnliche Eigenschaft, auch im Finstern recht gut zu sehen. Demzufolge bemerkte er eine kleine Weile nachdem der Ruf des Nachtwächters verhallt war, daß eine kleine Thür sich öffnete, welche auf die Terrasse herausführte. Vorsichtig schlich eine Gestalt heraus.

Mit einiger Anstrengung konnte Wilhelm unter-

scheiden, daß die Gestalt Seemannskleider zu tragen schien.

„Da haben wir ihn“, dachte Wilhelm, verhielt sich aber vollkommen unbeweglich.

Der Seemann ging gerade auf die Hecke zu, hinter welcher Wilhelm sich versteckt hielt. Hier blieb er stehen, horchte und schien einen spähenden Blick rund um sich her zu werfen. Da alles still blieb und nichts zu bemerken war, was Unruhe hätte erwecken können, so beabsichtigte er seine nächtliche Wanderung fortzusetzen; gerade aber als er an der Hecke vorbeiwollte, faßte ihn jemand ganz artig, aber auch sehr fest beim Arme, und eine Stimme sagte:

„Ich bitte um Entschuldigung, mein Herr, diese Zeit ist zu einer Promenade sehr übel gewählt. Würden Sie deshalb nicht die Güte haben, in Ihr Zimmer zurückzukehren?“

Wilhelm fühlte, daß der Arm, den er umschlossen hielt, zitterte, und um den Ertappten zu beruhigen, setzte er hinzu:

„Sie haben nichts zu fürchten, mein Herr; ich beabsichtige durchaus nicht, Ihnen etwas zu Leide zu thun. Wohl aber verlange ich, daß Sie umkehren und bis auf Weiteres in Ihrem Zimmer bleiben; außerdem nöthigen Sie mich, Sie mit Gewalt dazu zu vermögen.“

Wilhelm schwieg. Es entstand eine Pause. Wilhelm hörte, daß sein Gefangener hastig athmete. Endlich nach Verlauf einiger Minuten hob Stjernkrona wieder an:

„Erlauben Sie, daß ich Sie begleite?“

„Nein, Herr Baron“, antwortete der Vicomte schnell und mit einer Stimme, deren heller Ton Wilhelm stutzig machte. Die Hand, welche den Arm des Vicomte umschlossen hielt, lockerte sich. Der Franzose machte sofort eine hastige Bewegung, wie um sich von dem lebendigen

Schraubstock, der ihn festhielt, zu befreien; bei diesem Manöver aber schloß sich derselbe sofort wieder.

„Wenn Sie meinen Wunsch nicht erfüllen wollen, so bleibt mir weiter nichts übrig, als Sie dazu zu zwingen", bemerkte Wilhelm mit wiedergewonnener Fassung.

„Das wollen wir sehen", rief der Vicomte mit derselben hellen Stimme, welche auf Wilhelm einen so lebhaften Eindruck gemacht hatte. „Gestatten Sie, daß wir erst einen Augenblick miteinander sprechen. Es ist jetzt ein Uhr. In dritthalb Stunden geht die Sonne auf; ehe dies geschieht, müssen Sie aufgehört haben, mein Gefangenwächter zu sein."

„Mein Herr, es kommt blos auf Sie selbst an, ob ich sofort aufhören soll, dies zu thun."

„Ja, ich weiß, was Sie sagen wollen; wenn ich aber einmal Gefangener bleiben muß, so will ich lieber Sie zum Wächter haben als St.-Sue. Baron Stjernkrona, es ist noch nicht so ganz gewiß, daß die aufgehende Sonne mich als Ihren Gefangenen finde."

„Wollen Sie vielleicht damit sagen, daß ich möglicherweise der Ihrige werden kann?" fragte Wilhelm lachend.

„Ich will nichts sagen, sondern ich bitte Sie, zu erlauben, daß wir uns auf die Bank setzen, welche Sie soeben dort hinter der Hecke verließen, während ich Ihnen etwas mittheile, was unsere beiderseitige Stellung verändern kann."

Wilhelm legte den Arm des Vicomte in den seinen und sagte scherzend:

„Sie erlauben wol, daß ich Sie behandle, als ob Sie eine Dame wären. Stützen Sie sich auf meinen Arm, mein Herr."

„Ich weiß Ihre Artigkeit vollkommen zu schätzen", antwortete der Vicomte diesmal mit ärgerlichem Ausdruck.

Es lag etwas höchst Eigenthümliches in der Art und

Weise, womit er diese Worte sprach. Er that es langsam, und als ob er ganz besonderes Gewicht darauf legte, daß der Ton seiner Stimme recht deutlich an Wilhelm's Ohr schlüge. Die Wirkung davon war auch in der That von der Art, daß unser Held bei jedem Satz, den der Vicomte aussprach, den Athem anhielt, um sorgfältig zu lauschen.

Als der Vicomte und Wilhelm sich auf die kleine Bank setzten, sagte ersterer:

„Hat der Marquis, als er Sie beauftragte, mich zu bewachen, Ihnen nicht meinen Namen gesagt?"

„Nein, mein Herr, und es befremdet mich in der That, daß Sie wissen, wer ich bin."

„Das befremdet Sie? Ach, mein Herr, nicht alle Menschen sind so vergeßlich wie Sie."

Wieder stutzte Wilhelm bei dem Ton dieser Stimme, und er rief:

„Ich möchte dem Tag einen Lichtstrahl entlehnen, um —"

„Mein Gesicht zu sehen", fiel der Vicomte ein. „Dies ist nicht nöthig. Mein Name wird Ihnen Auskunft über das geben, was Sie in meinen Zügen zu lesen wünschen."

„Und dieser Name ist?"

„Philipp von Outrouville."

„Luciens Bruder!" rief Wilhelm aufspringend. Dann faßte er beide Hände des Vicomte und setzte mit aufgeregter Stimme hinzu: „Nein, Sie sind nicht Philipp von Outrouville; Sie haben diesen Namen geliehen, um —"

„Ihr Gewissen zu dem Bewußtsein der Schuld zu erwecken, in welcher Sie bei Luciens Bruder stehen", fiel der Vicomte in einem Ton ein, der geradezu drohend war. Nachdem er eine Weile geschwiegen, setzte er hinzu:

„Als Sie nach Ihrer Theilnahme an dem Kriege

Frankreich verließen, war ich erst elf Jahr alt. Sie erinnern sich wol noch unserer Begegnung in dem Garten des Hotels Outrouville."

„Mehr als zu gut."

„Sie standen schon damals in dem Verdacht, schuld an dem Tode meiner Schwester zu sein und —"

„Ich", fiel Wilhelm lebhaft ein, „ich, der ich sie von ganzer Seele liebte, der ich mein wärmstes Herzblut für sie dahingegeben hätte! — Ich, der ich noch heute ihren Verlust beweine, und der ich sicherlich niemals wieder mein Herz irgendeinem Weibe schenken werde!"

„Sie wollen damit sagen, daß Sie Ihrer Erinnerung treugeblieben sind?" sagte der Vicomte mit unsicherer Stimme.

„Ich will blos sagen, daß der, welcher Lucie von Outrouville gekannt und geliebt hat, sie nie vergessen kann."

„Und was beweist dies? Weiter nichts als daß Ihre Liebe unheilvoll und vernichtend war wie das Feuer. Sie sind und bleiben ihr Fluch, und deshalb hasse und verabscheue ich Sie. Luciens Tod muß schwer auf Ihrer Seele lasten und wird gleich einem Fluche Ihnen folgen."

„Vicomte, wissen Sie denn, wie Lucie starb?" fragte Wilhelm aufgeregt.

„Ja."

„In diesem Falle wissen Sie etwas, was uns andern nicht bekannt geworden ist. Sie verschwand", setzte Wilhelm mit einem unterdrückten schmerzlichen Seufzer hinzu.

„Und dies geschah nach Ihrer Zusammenkunft mit ihr in dem japanischen Tempel", rief der Vicomte mit bitterm Hohngelächter. „Man sah sie niemals von dort zurückkehren. Doch wozu kann es dienen, daß Sie sich zu rechtfertigen suchen? Ich glaube Ihren Worten nicht, und wenn ich denselben auch glaubte, so würde ich Ihnen dennoch nicht verzeihen, daß sie todt ist. Ich frage Sie

daher: Wagen Sie, die Ursache des unglücklichen Endes meiner Schwester, sich zum Wächter ihres Bruders zu machen? Wenn dies der Fall ist, dann haben Sie niemals wahre Liebe zu ihr gehegt."

Während der Vicomte sprach, schlich sich ein Schatten unbemerkt hinter die Hecke und blieb hier stehen.

„Vicomte, was mein Herz birgt oder nicht birgt, gehört nicht hierher", sagte Wilhelm. „Mir völlig bewußt, wie unschuldig ich an allem bin, was auf Ihre Schwester Bezug hat, kann ich Ihnen und jedem andern Menschen frei unter die Augen treten. Uebrigens handelt es sich jetzt um Uebung meiner Pflicht. Wären Sie auch mein eigener Bruder, so würde ich Ihnen gleichwol nicht eher die Freiheit schenken, als bis es Ihnen gelungen wäre, mir zu beweisen, daß Sie kein Bundesgenoß der Russen sind. Vor dieser Frage müssen alle persönlichen Interessen in den Hintergrund treten."

„Ist das Ihr letztes Wort?"

„Ja."

Der Vicomte nahm den breitkrämpigen Hut ab und zog ein weißes Taschentuch, welches er mit rascher Bewegung schüttelte, worauf er sich damit über die Stirn fuhr. Gerade als er das Tuch zum zweiten mal schüttelte, faßte Wilhelm ihn wieder am Arme mit den Worten:

„Unser Gespräch hat nun lange genug gedauert, und ich muß Sie deshalb nun sofort zum Marquis bringen."

Wilhelm hob ihn von der Bank empor, um ihn nach dem Wohnhause zu tragen.

„Baron Stjernkrona, lassen Sie mich los!" sagte der Vicomte mit gedämpfter Stimme. „Wenden Sie keine Gewalt an, denn Sie würden dieselbe mit Ihrem Leben bezahlen!"

Mit diesen Worten riß er ein Pistol aus seiner Brusttasche.

„Meine Pflicht steht höher als mein Leben", entgegnete Wilhelm. „Letzteres können Sie mir vielleicht

nehmen, an der erstern aber ist nichts im Stande, mich zum Verräther zu machen."

„Lassen Sie mich los oder ich jage Ihnen eine Kugel durch den Kopf! Ich werde Ihnen freiwillig folgen."

Wilhelm, der den Vicomte auf seinen Armen trug, fühlte die kalte Mündung eines Pistols an seiner Schläfe. Anstatt aber seinen Gefangenen sofort loszulassen, hielt er ihn noch einige Augenblicke fest, wie um zu sehen, ob er seine Drohung ausführen würde. Dann stellte er ihn auf die Erde nieder und sagte:

„Wenn Sie die Güte haben wollen, mir zu folgen, so ersparen Sie mir die Unannehmlichkeit, Sie zu behandeln wie ein Kind; vielleicht aber ziehen Sie es vor, sich durch einen Pistolenschuß die Freiheit zu erkaufen. Ich bin vollkommen unbewaffnet. Was geschehen soll, muß jedoch bald geschehen."

Der Vicomte schleuderte das Pistol weit von sich und sagte ganz heiter:

„Sie haben recht. Die Nacht beginnt schon ihren dunkeln Schleier von Aurorens Purpurwange hinwegzuziehen. Ehe diese sichtbar wird, sind wir geschieden. Begeben wir uns deshalb jetzt zu dem Marquis."

Mit leichten Schritten ging der Vicomte vor Wilhelm her, der einen spähenden Blick auf die Bank warf.

Der Vicomte sprang schnell die Treppe hinauf. Wilhelm folgte ihm.

Als der Vicomte in das Zimmer trat, wo St.-Sue saß, rief Wilhelm dem Marquis zu:

„Bewachen Sie den Gefangenen, den ich Ihnen hiermit überliefere."

Mit diesen Worten eilte er wieder die Treppe hinunter.

„Ah, Vicomte, Sie sind also ertappt worden", sagte St.-Sue, indem er auf seinen Landsmann zuging. „Sie

hätten doch eine bessere Meinung von mir haben und nichts Derartiges wagen sollen."

Das Zimmer ward ganz schwach von einer Lampe erleuchtet.

Der Vicomte nahm den Hut ab, und warf ihn auf einen Stuhl. Dann nahm er auf dem Divan Platz.

„Sie sehen sehr aufgeregt aus", hob St.-Sue wieder an. „Sollte mein Freund, der Baron, vielleicht ein allzu unsanfter Vogelfänger gewesen sein?"

Der Vicomte stützte den Kopf auf die Hand und schwieg.

Der Marquis betrachtete ihn eine Weile, dann begann er im Zimmer auf und ab zu gehen.

So vergingen mehrere Minuten.

Endlich sprang der Vicomte mit den Worten auf:

„Nicht wahr, Marquis, Sie glauben in unserm Spiel einen glücklichen Zug gethan zu haben?"

„Hegen Sie vielleicht die entgegengesetzte Ueberzeugung?"

„Sie glauben mich wol dadurch matt gesetzt zu haben?"

„Nein, dazu kenne ich Sie zu gut; aber ich glaube meine Figuren so gestellt zu haben, daß ich Sie genöthigt habe, Ihren Angriffsplan zu ändern."

„Und was sollte mich dazu veranlassen?"

„Stjernkrona!"

„Marquis!" rief der Vicomte, und ballte die Fäuste.

„Es ist ja möglich, daß ich mich irre", sagte St.-Sue, die Achseln zuckend. „Ihr erzürnter Blick scheint mir aber gleichwol recht zu geben."

In dumpfem Tone sagte der Vicomte:

„Wenn es mir möglich wäre, Sie noch mehr zu hassen und zu verabscheuen, als ich schon thue, so würde dieser neue und niedrige Zug meine Erbitterung auf das Höchste steigern."

„Ich rechnete darauf", antwortete der Marquis lächelnd; „je mehr Sie von Ihrem Haß mir schenken,

desto weniger haben Sie andern zu geben; mir ist er ein werthes Besitzthum."

„Gut", sagte der Vicomte, indem er die Arme über der Brust kreuzte und dann hinzusetzte: „Sie haben mich heute Abend abgehalten, Helsingfors zu verlassen, weil Sie glaubten, ich hätte die Absicht, den Russen gewisse Nachrichten zu überbringen. Sie hatten recht. Ich habe wirklich versprochen, auszukundschaften, was für Transportschiffe Sie erwarteten; aber dies war auch alles. Wohlan, während Sie mich gefangen halten, hat mein Diener sich beeilt, meinen Auftrag zu vollziehen. Sie haben mich zurückgehalten; aber das, was ich erfahren habe, zurückzuhalten, ist Ihnen nicht gelungen. Gestehen Sie, Marquis, wenn Sie mir auch einen Laufer genommen haben, so ist dies eigentlich nur ein Tausch gewesen. Für den Augenblick steht das Spiel gleich, und nun Gute Nacht oder vielmehr Guten Morgen. Am östlichen Himmel beginnt es schon zu dämmern. Sie sind wol so freundlich, mir die Thür meiner Zimmer zu öffnen, und mir zu erlauben, daß ich mich zur Ruhe lege."

„Ich beeile mich Ihren Wunsch zu erfüllen", antwortete der Marquis, und geleitete den Vicomte in seine Zimmer.

Der Marquis warf in dem ersten derselben einen forschenden Blick ringsumher, und als er fand, daß es mehrere Thüren hatte, sagte er lächelnd:

„Sicherlich haben Sie Ihr Schlafzimmer hier drinnen."

Mit diesen Worten zeigte er auf ein inneres Zimmer, welches nur eine Thür hatte, nämlich die, durch welche man eintrat.

„Sie mistrauen mir, Marquis", sagte der Vicomte, und ging in das innere Zimmer hinein.

„Ich frage Sie selbst, ob ich nicht Grund dazu habe?"

„Aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich keinen Fluchtversuch machen werde."

„Sie sind allzu gütig, Vicomte; mit Ihrer Erlaubniß

traue ich aber einer verschlossenen Thür mehr als Ihrem Wort."

Der Marquis zog sich zurück, und verschloß die Thür hinter sich.

„Also überlistet!" murmelte er, indem er in das Vorzimmer zurückkehrte, nachdem er den Schlüssel in die Tasche gesteckt.

Plötzlich ließen sich Tritte auf der Treppe hören. Die Thür öffnete sich, und Wilhelm trat, den Diener des Vicomte mit sich führend, herein. Beim Anblick des letztern sprang ihnen St.-Sue entgegen und rief:

„Ah, lieber Baron, haben Sie ihn wirklich gefangen?"

„Ja, Marquis, und auch dies da", antwortete Wilhelm, indem er St.-Sue einen Brief überreichte. „Wir haben kein ganz schlechtes Geschäft gemacht", setzte er lächelnd hinzu.

„Aber wie sind Sie denn auf die Idee gekommen —"

„Auf dieses Bürschchen hier Jagd zu machen?" fiel Wilhelm ein. „Nichts war einfacher als dies. Während meines kurzen Gefangenwärteramtes hielt ich scharfen Ausguck und schnappte da Verschiedenes auf, was mir verdächtig vorkam."

Der Marquis rieb sich die Hände und sagte lächelnd:

„Bravo! Nun werden die Russen vergebens auf Nachrichten warten."

Er zog ein Notizbuch aus der Tasche, riß ein Blatt aus demselben, und schrieb mit Bleistift darauf:

„Vicomte, nun sage ich «Schach», und zwar mit dem Ueberbringer dieses. Ihr Brief ist in meinen Händen. Ich brauche weiter nichts hinzuzufügen."

Der Marquis brach das Papier zusammen und trug dem Diener des Vicomte auf, damit zu seinem Herrn hineinzugehen.

Es dauerte nur wenige Augenblicke, so trat der

Diener wieder heraus, und übergab dem Marquis ein anderes Papier, worauf die Worte standen:

„Bin ich wirklich matt gesetzt? Erlauben Sie mir, dies zu bestreiten; denn wenn Sie dies lesen, ist der Vogel ausgeflogen. Schach, Marquis! Ich sagte Ihnen ja, daß keine menschliche Macht mich würde zurückhalten können."

Der Marquis sprang auf und stürzte in das Zimmer des Vicomte.

Es war leer. Der Vogel war ausgeflogen; aber auf welchem Wege? Dies war ein Räthsel.

Das Fenster befand sich auf der Giebelseite des Hauses. Unter demselben befand sich ein senkrechter Felsen, dessen Fuß in den Fluten des Meeres verschwand. Eine andere Thür als die, durch welche St.-Sue eintrat, hatte das Zimmer nicht. Es sah wirklich aus, als hätte der Vicomte seinen Weg durch den Schornstein hinaus genommen. Wilhelm's und St.-Sue's vereinte Bemühungen und Nachforschungen blieben sämmtlich fruchtlos. Der Vicomte war und blieb verschwunden. Von dem zurückgelassenen Diener war ebenfalls keinerlei Aufschluß zu erlangen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Kurz nach den in dem vorigen Kapitel erzählten Vorgängen ward ein schwedisches Transportschiff, die Meerschwalbe genannt, von den Russen genommen. Das Schiff war mit Tauwerk beladen, und ward von der Flotte in Sweaborg mit großer Ungeduld erwartet. Neben seiner Ladung führte es auch eine große Anzahl Briefe sowol an die Offiziere als an die Mannschaften.

Einige Tage nachdem die Prise in die Hände der Russen gefallen war, langte ein russisches Parlamentärschiff auf der Rhede von Mjölö an.

Admiral Greigh war so ritterlich, die Mannschaft der Meerschwalbe freizugeben, und schickte sie jetzt nebst allen Briefen den Schweden zu.

Diese Artigkeit von einem Feinde konnte den Großadmiral nicht anders als höchst angenehm berühren. Zur Antwort hierauf schrieb der Prinz einen verbindlichen Brief an Greigh. Der Lieutenant von Klint ward damit nach Reval abgesendet.

Die Schweden sind von Natur viel zu ritterlich, als daß sie eine Artigkeit annehmen sollten, ohne dieselbe zu erwidern, und deshalb wurden der freigegebenen Mann=

schaft der Meerschwalbe entsprechend ein russischer Unteroffizier und sieben Mann Kriegsgefangene, und überdies ein Kauffahrerkapitän mit Frau und drei Töchtern, deren Schiff aufgebracht worden, mitgeschickt.

Admiral Greigh hatte zu dem Ueberbringer ganz artig gesagt:

„Ich bedauere, daß ich dieses letztere Geschenk nicht erwidern kann; leider bin ich nicht so glücklich gewesen, Mitglieder des schönen Geschlechts zu Gefangenen zu machen.“

Aus all diesem ersieht man deutlich, daß die beiden streitenden Parteien sich durch einen hohen Grad französischer Ritterlichkeit auszeichneten. Die Russen konnten damals zwar noch mit Grund als eine halb barbarische Nation betrachtet werden; ihre wirklich ausgezeichneten und verdienstvollen Befehlshaber aber suchten in allem, was von ihnen abhing, dem Volk, unter dessen Flagge sie dienten, ein sauberes, glattes Gepräge zu geben.

Unter den von der Meerschwalbe überbrachten Briefen befand sich einer an St.-Sue und mehrere an Stjernkrona. Unter den letztern war einer, dessen Aufschrift von derselben Hand geschrieben zu sein schien, wie die auf St.-Sue's Brief.

Am Abend des Tags, wo sie die Briefe empfangen, begegneten sich der Marquis und Wilhelm in ihrer gemeinsamen Wohnung in Helsingfors.

„Haben Sie einen Brief bekommen, lieber Baron?“ fragte St.-Sue nachlässig.

„Ich habe deren mehrere erhalten“, antwortete Wilhelm lächelnd.

„Ich weiß es; wenn aber von einem Brief die Rede ist, so wird vorausgesetzt, daß ich einen ganz besondern meine.“

„Nun ja“, entgegnete Wilhelm, und reichte dem Marquis einen Brief, indem er hinzusetzte: „Wenn mich das Schicksal noch einmal mit Ihrem Landsmann

zusammenführt, Marquis, so soll er den Verlust, den die Flotte erlitten, **mir** bezahlen."

„Ach, ich fürchte eher, er wird Sie das Porto für diesen Brief bezahlen lassen."

Der Marquis schlug langsam den Brief auseinander, während Wilhelm sehr ärgerlich bemerkte:

„Erst auf teuflische Weise genarrt zu werden, und dann auch noch schriftlichen Hohn empfangen zu müssen, dies ist wirklich eine so schwere Beleidigung, daß —"

„Daß Sie dem kleinen Herrn lieber den Degen durch den Leib rennen möchten!" rief der Marquis lachend. „Ehe es aber so weit käme, dürften Sie sich wol anders besonnen haben. Es liegt ja schon in dem Namen ein Zauberspruch, bester Baron! Doch still, lassen Sie mich sehen, was der liebe Vicomte schreibt."

St.-Sue las:

„Mein Herr! Dank für Ihr angenehmes tête-à-tête. Dank auch für die Mühe, die Sie sich gegeben haben, dem Marquis einen Boten in meinem Diener zu verschaffen. Alle Ihre Artigkeit ist gleichwol nicht im Stande gewesen, mich abzuhalten, Helsingfors Lebewohl zu sagen. Sie und der Marquis glaubten mich gefangen zu haben; statt dessen aber nahmen die Russen die Meerschwalbe gefangen, damit ich Gelegenheit bekäme, Ihnen ein Compliment für Ihre Art und Weise, eine als Spion verdächtige Person zu bewachen, zu übersenden. Ach, mein Herr, man ist zuweilen weniger mächtig, als man selbst glaubt. Dies werden Sie wol nun eingesehen haben.

„Leben Sie wohl. Ich hoffe, daß wir einander recht bald wiedersehen.

Philipp von Outrouville."

„Ach ja, gar nicht übel", sagte St.-Sue, und gab den Brief zurück. „Gleichwol hätte er ein wenig pikanter sein können. Der Vicomte ist kein gewandter Stilistiker; vielleicht aber macht es Ihnen Vergnügen, den Brief zu lesen, den er **mir** geschrieben hat?"

Der Marquis reichte den Brief dar, welchen Wilhelm schweigend in Empfang nahm. Der Inhalt desselben lautete:

„Marquis, Sie sind ein schlechter Schachspieler. Ich sehe voraus, daß ich Sie matt setze. Ich weiß, wann und wo der nächste Zug geschehen wird; Sie aber wissen es nicht. Ich sage daher auch im voraus: Nehmen Sie die Königin in Acht! Auf Wiedersehen!“

Wilhelm gab den Brief mit den Worten zurück:

„Ich verstehe Ihre Stellung zu dem Vicomte ebenso wenig als die Nachsicht, die Sie ihm beweisen.“

„Glauben Sie mir, es ist zuweilen ein Glück, nichts zu verstehen“, entgegnete der Marquis. „Die Unwissenheit ist ebenso wie die Unschuld für ihre Handlungen nicht verantwortlich.“

„Das ist wol möglich. Die Folge meiner Unwissenheit aber ist, daß die Flotte ein Transportschiff verloren, was niemals geschehen wäre, wenn wir ganz einfach dieses Bürschchen gefangen genommen und ordentlich hätten bewachen lassen.“

„Einen Outrouville gefangen nehmen?“ sagte der Marquis und sah Wilhelm an. „Das möchte Ihnen sowol als mir kaum möglich sein.“

„Das persönliche Interesse muß dem allgemeinen weichen.“

„Allerdings. Da wir aber keine Spartaner sind, so geschieht es zuweilen, daß wir menschlich handeln und uns nicht zum Verräther des Persönlichen machen, selbst wenn es sich um das Allgemeine handelt. Indessen, wir wollen weiter nicht hierüber sprechen. Geschehene Dinge lassen sich einmal nicht ändern. Wenn das Schicksal ihn uns wieder in den Weg führt, dann soll er den Streich, den er uns gespielt, entgelten.“

„Mit Pistol oder Degen?“ fragte Wilhelm lächelnd.

„Mein Freund, Sie werden sich mit dem Vicomte von Outrouville niemals schlagen.“

„Da kennen Sie mich nicht. Diese Verrätherei muß ich rächen.“

„Das wäre ein Glück, im Fall es seine letzte wäre; wenn ich ihn aber recht kenne, so können wir uns auf etwas noch Schlimmeres gefaßt machen.“

„Woraus schließen Sie das?“

„Er haßt die Schweden, weil Sie ein Schwede sind; mich haßt er deshalb, weil —“

„Nun?“ sagte Wilhelm, als der Marquis stockte.

„Weil ich kein Schwede bin“, setzte St.-Sue lachend hinzu. „Eh bien, er mit seinen Intriguen wird uns vollauf ebenso viel zu schaffen machen, als die russischen Kugeln.“

„Aber interessant wäre es doch, zu wissen, was eigentlich der Grund seines Hasses ist“, sagte Wilhelm.

„Nun, hat er Ihnen das nicht vertraut, als Sie mit ihm allein waren?“

St.-Sue warf, indem er dies sagte, einen prüfenden Blick auf Wilhelm.

„Was er da sagte, war nicht glaubhaft“, antwortete dieser.

„Um so besser, denn dann müssen Sie einen andern Grund annehmen. Vertiefen Sie sich jedoch nicht in Vermuthungen.“

„Seien Sie unbesorgt“, antwortete Wilhelm lächelnd. „Ich gestehe ihm gern das Recht zu, mich zu seinem Vergnügen zu hassen, vorausgesetzt, daß seine Anschläge blos bei Verfolgung meiner Person stehen bleiben.“

„Bei diesem jungen Mann kann man gar nichts voraussetzen“, versicherte der Marquis.

„Ach, Marquis, wie ist es möglich, daß dieser Engel von Schwester einen Bruder haben kann, der aus solchen Elementen zusammengesetzt ist wie die, welche nach Ihrer Andeutung in der Seele des Vicomte den Grundton ausmachen!“

„O, da geschehen in der Welt noch weit wunder-

lichere Dinge als dies!" rief der Marquis. „Uebrigens war Fräulein von Outrouville's zweiter Bruder ihr auch nicht sonderlich ähnlich."

Wilhelm saß eine lange Weile in Gedanken versunken. Ueber das helle, freie Gewölbe der Stirn legte sich ein leichter Schatten von Schwermuth.

„Haben Sie auf den Tonfall der Stimme des Vicomte Acht gegeben?" fragte Wilhelm plötzlich.

„Ja, ich glaube wirklich, er erinnert an das Stimmorgan und die Ausdrucksweise der Schwester", sagte St.-Sue ganz gleichgültig.

Bei diesen Worten blickte Wilhelm hastig auf. Die Augen des Marquis und die seinigen begegneten sich. Sie betrachteten einander eine lange Weile. Ihre Gedanken waren sich begegnet. Dies war an dem Ausdruck ihrer Blicke deutlich zu bemerken.

„Ist das Schicksal des Menschen sein Charakter?" fragte der Marquis mit seltsamem Lächeln.

„Ja, St.-Sue!" rief Wilhelm, indem er sich mit der Hand über die Stirn fuhr und dann hinzusetzte: „Nun muß ich Sie verlassen."

Mit diesen Worten verließ er schnell das Zimmer.

St.-Sue sah ihm nach und murmelte:

„Dein dreister Muth, deine kecke Zuversicht zu dir selbst, gefällt mir."

Er ging in sein Zimmer hinein, während er in Gedanken fortfuhr:

„Er verstand mich. Es ist doch in dieser erbärmlichen Welt noch ein Vergnügen, mit Menschen zu thun zu haben, welche den Gedanken ahnen, ohne daß Worte denselben zu erklären brauchen. Und nun — nun — werde ich wol auf meiner Hut sein müssen, damit dieser verteufelte Vicomte mir nicht wieder einen häßlichen Streich spielt."

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Ein Tag nach dem andern, und eine Woche nach der andern verging, ohne daß man etwas von dem Vicomte hörte. Es war gerade als ob die Erde ihn verschlungen hätte, ohne auch nur eine einzige Spur von ihm übrig zu lassen.

Inzwischen wurden nach und von der russischen Flotte, welche ihre Station bei Hangö hatte, Parlamentäre abgesendet und empfangen. Der Verkehr mit Schweden war gänzlich unterbrochen.

Plötzlich ging die Nachricht ein, daß Dänemark sich rüste. Dies in Verbindung mit den damaligen unangenehmen Vorgängen bei der finnischen Armee war der Grund, daß der König sich schleunigst nach Schweden begeben mußte.

Das Commando sowol über die Armee als über die Flotte ward dem Herzog Karl übertragen.

Der Großadmiral verließ demgemäß am 27. August Helsingfors, und begab sich nach dem Hauptquartier in Lovisa.

Wilhelm begleitete den Prinzen als sein Cavalier.

Als der Großadmiral sein Schiff Gustav III. ver=

ließ, ward seine Schalupe von Offizieren gerudert. Unter diesen befand sich auch Cellner.

Dieser war ganz unerklärlicherweise seit einigen Tagen von dem Großadmiral auf ganz auffällig gnädige und huldvolle Weise behandelt worden.

Wann oder bei welcher Gelegenheit der Prinz sich veranlaßt gesehen, Cellner diese besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, wußte man nicht. Es war blos bekannt, daß Cellner einige Tage vor dem Abgang des Herzogs von Sweaborg eine Privataudienz gehabt, und daß Se. königliche Hoheit nach derselben sich ihm sehr gnädig bewiesen.

St.-Sue dagegen konnte sich nicht mehr rühmen, noch in derselben Gunst zu stehen wie früher, denn der Herzog begegnete ihm mit sichtlicher Kälte, die auffallend gegen das ausgezeichnete Wohlwollen abstach, welches der Fürst ihm zeither bewiesen.

Inwieweit der Marquis diese Veränderung bemerkte oder nicht, möchte schwer zu bestimmen sein, denn er war sich vollkommen gleich und immer noch derselbe verbindliche, artige, sorglose und heitere St.-Sue wie stets.

Bei dem Abschied von Wilhelm sagte der Marquis in seinem scherzhaften Ton:

„Nehmen Sie sich in Acht, lieber Baron; wir haben hier in unserer Nähe einen Feind, der uns leicht ebenso viele Unannehmlichkeiten bereiten dürfte wie mein Landsmann, der Vicomte. Die Freundschaft ist zuweilen heimtückischer als die Feindschaft. Leben Sie wohl."

Wilhelm dachte unwillkürlich an Cellner; im nächsten Augenblick aber verwarf er diesen Argwohn als seiner unwürdig.

Auf der Reise nach dem Hauptquartier sollte er gleichwol Grund haben, sich der Worte des Marquis wieder zu erinnern.

Bei einer Gelegenheit, wo der Wechsel der Pferde

einigen Aufenthalt veranlaßte, sagte der Herzog zu Wilhelm:

„Stjernkrona, kennen Sie den Marquis St.-Sue näher?“

„Ja, königliche Hoheit, wir haben drei Jahre lang zusammen campirt“, antwortete Wilhelm.

„Graf Estaing soll ihn beim König auf im höchsten Grade vortheilhafte Weise empfohlen haben, und gleichwol —“

Der Herzog stockte und sah Wilhelm an. Nach einer Pause fuhr er fort:

„Sind Sie vielleicht einmal mit einem jungen Franzosen zusammengetroffen, der sich ganz kurze Zeit in Helsingfors aufhielt?“

Bei dieser Frage wechselte Wilhelm unwillkürlich die Farbe. Der Herzog, der seine Blicke fest auf ihn geheftet hielt, bemerkte dies recht wohl.

Wilhelm antwortete indessen sofort:

„Ja, königliche Hoheit, ich bin mit ihm zusammengetroffen.“

„Wie hieß er?“

„Vicomte von Outrouville.“

Wieder entstand eine Pause, welche der Herzog mit den Worten unterbrach:

„Er verschwand ganz plötzlich von Helsingfors. Wissen Sie vielleicht, wohin er seinen Weg genommen hat?“

„Nein, königliche Hoheit, dies ist mir vollkommen unbekannt.“

„Es läßt sich mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß er ein russischer Spion war. Es gibt sogar Leute, welche zu wissen glauben, St.-Sue habe ihm in Bezug auf die Transporte, die wir erwarteten, verschiedene Mittheilungen gemacht.“

„Eine solche Behauptung, königliche Hoheit, ist vollständig falsch. Ich kann mit meiner Ehre und mit meinem Leben für St.-Sue bürgen“, sagte Wilhelm mit

Wärme. „Ich kenne keinen ritterlichern und edlern Charakter als den des Marquis."

„Um so besser, wenn man unrecht gehabt hat. Die Zukunft wird es lehren."

Der Herzog brachte nun das Gespräch auf etwas anderes, und obschon Wilhelm gern die Frage aufgeworfen hätte, wer durch eine solche Beschuldigung gewagt habe, einen Schatten auf St.-Sue's Ehre werfen zu wollen, so mußte er gleichwol schweigen und anhören, was der Herzog zu sagen hatte.

Während des Verweilens des Prinzen im Hauptquartier nahm derselbe das Gespräch über St.-Sue nicht ein einziges mal wieder auf.

Im October machte der Großadmiral einen kurzen Besuch in Helsingfors. Beim Wiedersehen des Marquis schien es, als ob der Argwohn des Herzogs wieder erwacht wäre, und er warf aufs neue Fragen auf, welche bewiesen, daß es jemand gab, der seine Zweifel anfachte.

Einmal, als Wilhelm seinen Freund mit mehr Wärme als Klugheit vertheidigte, sprach der Herzog sein Misfallen darüber aus, und ein Schatten von Ungnade war Wilhelm's Lohn für den Eifer, den er bei seiner Vertheidigung bewiesen.

Inzwischen beschloß Wilhelm, auszuforschen, wer es sei, der eine so ungünstige Gesinnung gegen seinen französischen Freund hegte.

Gleichwol mußte er die Ausführung dieses Entschlusses bis auf Weiteres verschieben, denn die öffentlichen Ereignisse sollten jetzt sein ganzes Interesse in Anspruch nehmen.

Der mit starken Schritten herannahende Winter rief sowol bei den Offizieren als bei der Mannschaft der schwedischen Flotte große Unruhe hervor, weil die russische ununterbrochen fortfuhr, der schwedischen das Absegeln von Sweaborg unausführbar zu machen.

Endlich, in den ersten Tagen des November, ging

die frohe Meldung ein, daß die russische Flotte nach Kronstadt abgesegelt sei.

Bei dieser Nachricht übertrug der Großadmiral das Commando über die Armee sofort dem Grafen Possee, und langte am 11. November wieder in Helsingfors an.

Am 20. November ging das ganze Geschwader von Sweaborg unter Segel nach Karlskrona.

Die Kälte war während dieser Fahrt so stark, daß St.-Sue erklärte, er wolle lieber in dem dichtesten Kugelregen stehen, als einer so kalten, nebeligen Luft ausgesetzt sein.

Nach verschiedenen Beschwerden passirte man am 27. November die sogenannten Außenklippen, und lief in Karlskrona ein.

Am 30. November ward ein feierlicher Gottesdienst in der Admiralitätskirche abgehalten und das Tedeum gesungen. Hierauf reiste der Herzog nach Stockholm, wohin Wilhelm und seine übrigen Cavaliere ihn begleiteten.

In für Wilhelm ganz unerklärlicher Weise hatte der Prinz befohlen, daß St.-Sue ihm ebenfalls folge.

Wie der Großadmiral bei seiner Ankunft in der Hauptstadt begrüßt ward, ist hinreichend bekannt. Die Begeisterung war so groß, daß die Bürger ihm die Pferde ausspannten und ihn bis nach dem Schlosse zogen.

„Die Operationen zur See während des ersten Kriegsjahres waren nun beendet", sagt Gyllengranat in seinem Geschichtswerk, „und wenn die schwedische Flotte nicht alle die Erfolge errungen hatte, welche man zu Anfang des Feldzugs Grund hatte zu hoffen, so kann dies nur Ereignissen zugeschrieben werden, welche sich nicht voraussehen ließen. Die schwedische Waffenehre hatte nichts verloren, sondern vielmehr bedeutend gewonnen, denn die schwedische Flotte hatte nicht blos einem überlegenen Feinde Widerstand geleistet, sondern demselben auch einen weit größern Verlust zugefügt, als sie selbst erlitten."

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Einige Zeit nach der Ankunft des Herzogs in der Hauptstadt ward St.-Sue zum König gerufen.

Gustav III. begrüßte den Franzosen mit jener gewinnenden Artigkeit, die eine so hervorstechende Eigenschaft des geistreichen Königs war.

Er machte dem Marquis verschiedene Complimente über sein Verhalten während der Schlacht bei Hogland und sprach eine lange Weile über die für dieses Jahr geschlossenen Operationen zur See.

Während der König einige Manöver lobte, andere tadelte und sich bei einer Menge Einzelheiten aufhielt, ruhten seine Augen auf St.-Sue, als ob er sein Gesicht zu studiren und daraus seine Schlüsse zu ziehen wünschte.

St.-Sue äußerte sich mit Gewandtheit und Sachkenntniß über die zur Sprache gebrachten Gegenstände. Dies gefiel Gustav III. Jedem scharfsinnigen und treffenden Urtheil hörte er stets mit Wohlgefallen zu.

St.-Sue dachte indessen: „Was beabsichtigt wol der König eigentlich mit dieser Unterredung? Er kann mich doch unmöglich haben rufen lassen, um meine persönliche Ansicht über die Schlacht bei Hogland zu hören."

Der König kam allmählich auch auf die erlittenen Verluste zu sprechen, und sagte in Bezug hierauf ganz plötzlich:

„Man betrachtet es als eine ausgemachte Sache, daß die Russen sich gewisser Spione bedient haben, um zu erkunden, was für Transporte die Flotte bei Sweaborg erwartete. Was meinen Sie dazu, Marquis?"

Der König heftete, indem er dies sagte, seinen Blick scharf auf St.-Sue.

„Aha, da wollte er eigentlich hinaus!" dachte der Marquis.

Ohne einen Augenblick Zögern oder Verlegenheit antwortete er:

„Majestät, ich für meine Person bin vollständig davon überzeugt."

„Parbleu, sind Sie dies, und aus welchem Grund?"

„Aus dem Grunde, weil man gegen einen heldenmüthigen Feind gewöhnlich alle möglichen Mittel aufbietet, um ihn weniger gefährlich zu machen. Die Russen haben von den Schweden zu viel zu lernen gehabt, um sich nicht zu fürchten."

Gustav III. lächelte über diese feine Schmeichelei, welche seinen Nationalstolz angenehm berührte.

„Schweden sollte aber einer so großen und mächtigen Nation wie Rußland eigentlich keine Furcht einflößen", sagte der König.

„Daß Schwedens König eine entgegengesetzte Meinung hegt, beweist dieser Krieg, Majestät", antwortete der Marquis. „Der Heldenmuth einzelner Persönlichkeiten, aber nicht der der Masse, ist es, was den Sieg bestimmt. Dies lehrt uns die schwedische Geschichte."

„Sehr schön, Marquis. Sie besitzen die Fähigkeit Ihrer Landsleute, Complimente zu machen, in nicht gewöhnlichem Grade."

Gustav ging einigemal im Zimmer auf und ab, blieb dann stehen und hob wieder an:

„Haben Sie Grund zu der Vermuthung, daß wir in Finnland russische Spione gehabt haben?“

„Ja, Majestät, diesen Grund habe ich“, antwortete St.-Sue, und seine Augen begegneten denen des Königs.

„Foi de gentilhomme, Sie setzen mich in Erstaunen!“ rief Gustav mit Ueberraschung.

St.-Sue verbeugte sich.

„Er beabsichtigt ein feines Spiel mit mir. Eh bien, dann bleibt mir weiter nichts übrig, als offen mit ihm zu spielen“, dachte er.

Der König fuhr fort:

„Wen hatten Sie in Verdacht?“

„Ich habe niemand in Verdacht gehabt, Majestät, denn der russische Spion war mir bekannt.“

„Und Sie zeigten ihn nicht an?“ fragte der König, die Stirn runzelnd.

„Er war mein Landsmann und übrigens ein Jüngling, Majestät.

„Marquis, so lange man bei einer Nation dient, gibt es keine besondern Landsleute; es handelt sich dann nur um die Interessen des Volks, dessen Sache man zu der seinigen gemacht hat. Lassen Sie einen Spion entrinnen, so verletzen Sie Ihre Pflicht.“

„Das weiß ich, Majestät, und ich habe auch keinen Augenblick lang vergessen, was Ehre und Pflicht von mir fordern.“

St.-Sue sagte diese Worte auf so einfache und würdige Weise, daß Gustav mit seinem Scharfblick einsah, der Franzose habe, wenn er sich auch vielleicht eines Fehlers schuldig gemacht, doch gewiß keinen Verrath begangen.

Der König nahm einen Brief vom Tisch, reichte ihn dem Marquis und sagte:

„Man hat einen Schatten auf Ihren Charakter werfen wollen, Marquis, indem man behauptet hat, daß Sie und der als russischer Spion verdächtige Franzose gemeinschaftliche Sache gemacht hätten. Hier ist ein Brief,

den man in Ihrer Koje gefunden und an Se. königliche Hoheit den Großadmiral abgegeben hat."

Mit einer Miene wirklicher Verwunderung nahm St.-Sue den Brief; hatte aber nicht sobald die Augen darauf geworfen, als er wieder aufblickte und mit einem eigenthümlichen Lächeln sagte:

„Dieser Brief, Majestät, war allerdings bestimmt, an den Feind befördert zu werden. Er ward aufgefangen und blieb in meinen Händen zurück. Der Schreiber des Briefs ward von mir in seiner Wohnung bewacht, entschlüpfte aber."

„Ich möchte in Bezug hierauf die nähern Einzelheiten wissen", sagte der König.

St.-Sue theilte hierauf alles auf den Vicomte Bezügliche mit, ohne jedoch dabei Stjernkrona's Namen oder den seines Landsmannes zu nennen.

Als der Marquis mit seiner Erzählung fertig war, ging der König auf und ab, ohne ein Wort zu sagen. Nachdem er so eine ziemliche Weile hin- und herpromenirt, blieb er wieder vor St.-Sue stehen, und sagte in einem Tone, der beinahe streng klang:

„Gestehen Sie, mein Herr, daß die Erklärung, welche Sie jetzt abgegeben, nicht im Stande ist, Sie in Bezug auf die Beschuldigung zu rechtfertigen, welche man gegen Sie erhoben hat."

„Wenn dem so ist, Majestät, so erdreiste ich mich meinerseits zu behaupten, daß die erhobene Anklage eine so lahme ist, und so deutliche Spuren der Sucht, zu schaden, trägt, daß sie vor einem Richter mit dem Scharfblick Ew. Majestät nicht Stich halten kann. Wäre dieser Brief hier von meiner Hand, so wäre es nicht wahrscheinlich, daß ich ihn selbst behalten, und noch weniger, daß ich ihn, nachdem ich keine Gelegenheit zur Absendung gefunden, versteckt haben würde. Sollte jedoch die gegen mich erhobene falsche Anklage bei Ew. Majestät und Sr. königlichen Hoheit dem Großadmiral mehr Glaub-

würdigkeit haben als das Zeugniß des Grafen Estaing, so bin ich sofort bereit, den Dienst der schwedischen Flotte zu verlassen."

St.-Sue hatte mit jener kecken Zuversicht gesprochen, welche das innere Bewußtsein der Unschuld stets hervorruft, selbst wenn man vor einem König steht.

„Foi de gentilhomme!" rief Gustav III. „Sie wählen Ihre Worte wie ein Mann von Ehre. Wir können auch versichern, daß Wir der Beschuldigung keinen Augenblick Glauben beigemessen haben. Unser Bruder, der Herzog, hat allerdings großes Gewicht darauf gelegt; ein Mann aber, den der Graf Estaing mit Lob und Auszeichnung nennt, kann nichts anders als ein guter Edelmann sein. Gleichwol aber haben Sie zwei Umstände nicht berührt, welche zu unserer Kenntniß gelangt sind, und die, im Fall Sie mit dem Herzog gesprochen hätten, Ihrem ganzen Verhalten doch wol ein verdächtiges Ansehen gegeben haben würden."

„Wenn ich Ew. Majestät etwas verschwiegen habe, so ist es deshalb geschehen, weil ich allein für alles, was diese Sache betrifft, verantwortlich sein wollte."

„Und Stjernkrona sollte dabei weiter gar nicht erwähnt werden?"

Der Marquis verbeugte sich.

„Sie hätten aber dem König von Schweden gegenüber recht wohl vollkommen aufrichtig sein können."

„Dies bin ich auch gewesen, Majestät, in allem, was mich persönlich angeht."

„Wir glauben Ihnen, und Wir verstehen Ihr Zartgefühl zu schätzen, besonders da es dem Gefangenen gelungen ist, sowol Ihre als auch Stjerkrona's Wachsamkeit zu täuschen. Wir wünschen blos den Namen dessen zu wissen, der uns den Verlust unserer Transportschiffe zugefügt hat."

„Sollte ich mich auch dem Unglück aussetzen müssen, von Ew. Majestät Ungnade getroffen zu werden, so zwingt

mich ein heiliges Versprechen gleichwol, diesen Namen zu verschweigen."

„Parbleu, mein Herr, Sie scheinen Unserer Gnade sehr sicher zu sein, da Sie so zu sprechen wagen", sagte der König, ihn fixirend, und setzte dann nach einer kurzen Pause hinzu: „Sie haben sich auch nicht verrechnet. Zum Beweis geben Wir Ihnen Unser königliches Wort darauf, daß der Vicomte von Outrouville von Schwedens König nichts zu fürchten hat, selbst wenn er sich innerhalb Unserer Grenzen betreten lassen sollte."

Der König reichte St.-Sue die Hand.

Der Marquis küßte dieselbe mit einem Gefühl wirklicher Ehrerbietung, indem er sagte:

„Mein Arm, mein Blut und mein Leben gehören Schwedens König."

„Welcher leider davon wird Gebrauch machen müssen", antwortete der König.

Damit war die Audienz zu Ende.

Als St.-Sue sich entfernte, dachte er: „Ja, das ist ein Mann, vor dessen gekröntem Haupte man das seinige beugt."

Von diesem Tage an war St.-Sue bei Hofe sehr häufig sichtbar. Gustav III. bewies ihm immer größere Gunst, wiewol Herzog Karl dies nicht gern sah, weil er sich immer noch nicht des Gedankens entschlagen konnte, daß der Franzose eine doppelte Rolle spiele. Die Strahlen der königlichen Gnade, welche St.-Sue beschieden waren, brachte der Herzog deshalb auf Rechnung seiner Fähigkeit, den König angenehm zu unterhalten und zu interessiren, und auf diese Weise das Urtheil des Monarchen irre zu leiten.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.